Geheimsprache der deutschen Märchen



Werner von Bülow

Mit Holzschnitten von Marianne Finckh-München

Märchendeutungen durch Runen

Die Geheimsprache der deutschen Märchen

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte
der deutschen Religion

Werner von Bülow

Titelzeichnung von Paul Sinkwitz-Ebersbach

Hakenkreuz-Verlag Hellerau bei Dresden
1925

Copyright 1924 by Hakenkreuz-Verlag Hellerau bei Dresden

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 1
1. Das Märchen vom Froſchkönig oder der eiſerne Heinrich 5
2. Frau Holle 9
3. Das Märchen von der alten Kittel-Kittelkarre 13
4. Das Märchen vom Gänſemädchen 22
5. Das Rotkäppchen-Märchen 28
6. Der Jude im Dornbuſch 33
7. Die ſieben Raben 39
8. Das Märchen vom Machandelbaum 43
9. Fitchers Vogel 53
10. Das Märchen vom Aſchenputtel 58
11. Hänſel und Gretel 63
12. Sneewittchen 71
13. Die Gänſehirtin am Brunnen 76
14. Das Märchen vom ſingenden und ſpringenden Löweneckerchen 82
15. Fundevogel 87
16. Lumpengeſindel 92
Schlußwort 96
Runen-Pſalm 102

Vorwort

Wer es selbst an seinen Kindern erlebt hat, wie dankbar sie Vater oder Mutter sind, wenn diese ihnen Märchen erzählen, wie da die Augen leuchten, die Wangen glühen und wie kein Wort verlorengeht, aber bei Wiederholungen auch keine Abweichung geduldet wird, der weiß, welche Schätze in unseren deutschen Märchen verborgen liegen. Durch die Jahrhunderte hindurch hat in rührender Treue das Volksgedächtnis die köstlichen quellfrischen Erzählungen in den wesentlichen Zügen unverändert bewahrt. In der Dämmerstunde versammelte sich auf deutschen Bauernhöfen die Schar der Enkelkinder um die Großmutter, das Jüngste sich wohl eng an ihre Knie anschmiegend, wenn das Zwielicht dem Fleiß der Hände am Spinnrocken Stillstand gebot, mit der Bitte: „Erzähl uns ein Märchen".

Durch den Sammeleifer der Gebrüder Grimm sind die deutschen Märchen zur rechten Stunde, ehe der Faden der mündlichen Überlieferung abriß, vor dem Vergessenwerden bewahrt worden. Auch andere Völker in Nord und Süd, in Ost und West haben ihre Märchen, bald phantastisch, bald lehrhaft, viele mit starken Anklängen an die deutschen Märchen. Aber in solcher Fülle und in so gesunder Mischung von Ernst und Frohsinn, Tiefsinn und Schalkheit sprudelt nirgendwo anders der Märchenquell. Der Grund ist leicht zu finden. Die deutsche Naturverwobenheit und Gemütswärme war ein besonders günstiger Nährboden für die gestaltenden Kräfte der Volksphantasie. Mancher Märchenerzähler hat auch in neuerer Zeit, den volkstümlichen Märchenton geschickt nachahmend, seiner Phantasie die Zügel schießen lassen, und manches anmutige und anheimelnde Kunstmärchen ist so entstanden und entsteht wohl noch weiter. Aber sie alle können den echten deutschen Volksmärchen nicht das Wasser reichen, verwachsen nicht mit der Volksseele. Woher dieser Unterschied? Die echten Volksmärchen sind unendlich viel mehr, als nur Ausgeburten einer Künstlerphantasie. Sie bergen, von Ausnahmen abgesehen, einen tieferen Sinn und nicht etwa nur einen moralischen im Sinne der Tierfabel. Dies hat man wohl von

je geahnt, aber ohne die verborgenen Zusammenhänge klar zu erkennen. Philipp Stauff mit seinen trefflichen Märchendeutungen hat schon die Verbindungen zwischen Märchen und Mythos aufgedeckt, aber den Schlüssel hat auch er noch nicht besessen.

Wenn ich mich nun anschicke, mit der Runen-Wünschelrute an harte Felsen zu schlagen, auf daß aus verborgenen Tiefen lebendiges Wasser hervorsprudele, so verhehle ich mir nicht, daß ein solch erster Versuch viele Zweifel auslösen muß. Vieles will erraten und gefühlt sein. Mit der scharfen Brille der Gelehrsamkeit werden sich gewiß manche Widersprüche entdecken lassen. Ein exakter Beweis läßt sich nirgends geben. Die innere Folgerichtigkeit muß für sich selber sprechen. Alle möglichen Einwände wiegen federleicht gegenüber dem einen: „Die Märchen sind ja so schön, auch ohne den tieferen Sinn, den du hinein geheimnissen willst. Sieh zu, daß nicht ihr Schmelz dabei verloren geht." Das wäre nun freilich eine Todsünde an dem Geiste des Märchens und lieber ließe ich alles fürwitzige Forschen und Fragen, als daß ich eines solchen Verbrechens mich zeihen ließe. Da faßte ich mir denn ein Herz und fragte das Märchen selber um seine Meinung. Wißt Ihr, was es mir geantwortet hat?

„Lirum, larum, Löffelstiel,
Alte Weiber fragen viel.
Willst du wissen, komm und schau.
Blinde kriegen schwer 'ne Frau."

Dann hat es sich umgedreht und ist weggelaufen. Da habe ich gelacht über das Rackerchen, das mich so zum Narren hat haben wollen. Wie ich dann ein wenig nachgedacht habe, da habe ich gefunden, daß die Antwort eigentlich sehr klug zu meiner dummen Frage gepaßt hat. Denn wer das, was andere dunkel fühlen, mit klaren Worten auszulegen vermag, so daß alle Seelenkräfte Anteil haben an dieser Erkenntnis, der vertieft Fühlen und Wollen, anstatt sie abzustumpfen. So ist es mir klar geworden: ich kann den Versuch ruhig wagen, aus einer Reihe deutscher Märchen mit besagtem Löffelstiel den tieferen Sinn hervorzuholen.

Was sagt dieser Sinn? Ebendasselbe was jeder Mythos sagt, was jeder Religion und Philosophie zugrunde liegt. Der Sinn des Menschenlebens geht nur dem auf, der weiß, daß hinter der Welt des Sinnen-Scheins,

eine solche des geistigen Seins sich verbirgt. Das Märchen weiß mit kindlich-frohem Lachen die tiefsten Fragen der Menschenbrust zu lösen und uns ein Himmelreich zu erschließen, von dem es heißt: „So Ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet Ihr nicht hineinkommen." Woher aber kamen dem Märchen solche Weisheitskräfte? Die, welche das von den Vorfahren ererbte Gut unverkürzt den Enkeln weitergaben, waren sicher nicht im Besitz solcher Weisheit, kaum daß sie den tieferen Sinn auch nur geahnt hätten. Der tiefere Sinn liegt in den Kennworten verborgen und die sind so gewählt, daß sie sich dem Gedächtnis gut einprägen. So ist das entstanden, was man später „Verkalung" genannt hat. Die Kennworte lassen sich nun durchweg auf das Runen-Futhark zurückführen. Wer also den Runenschlüssel hat, vermag auch den tieferen Sinn des Märchens zu deuten. Denn die Runen selber stammen aus jenen Urzeiten, in denen die Menschen noch hineinschauen konnten in die geistige Welt, wie das Goethe so schön im west-östlichen Divan ausgedrückt hat:

„Da sie noch von Gott empfingen
Himmelslehr in Erdensprachen
Und sich nicht den Kopf zerbrachen."

Wann die Märchen die uns heute geläufige Gestalt gewonnen haben, wird sich schwer feststellen lassen. Ich vermute, daß es zwischen dem zwölften und sechzehnten Jahrhundert geschehen ist. Denn vorher fehlte es der Sprache an Beweglichkeit, nachher schwand die geheime Überlieferung. Also in der Zeit zwischen Minnesängern und Meistersängern dürfen wir die Märchenentstehung verlegen. Aber die Kräfte zieht das Märchen aus einer viel älteren Kulturschicht, die Jahrtausende zurückliegt. Um dies recht deutlich werden zu lassen, werde ich die Märchen, die ich deute, in der Reihenfolge der Runen bringen, die ihrem Grundgedanken am besten entspricht.

Der Verfasser

1. Das Märchen vom Froschkönig oder der eiserne Heinrich

Wer ist der verzauberte Froschkönig denn anders, als Freyr, das göttliche Kind, dem die Götter Alfheim, das Land der ungeborenen Seelen, das Kinder-Unschuldsland der goldenen Reinheit zum Patengeschenk gaben? Die Menschen sind Frohs Geschlecht (Fro-sk-Frosch). Daher fischt Freund Ade-bar (runisch Od-bar, Geburt des Geistigen) sich nach dem so beliebten Volksglauben die kleinen Kinder aus dem Froschteich. Einst gab es ein goldenes Zeitalter, ihm folgte das silberne, das kupferne, das eiserne, und jedesmal legte sich dem treuen Heinrich, dem Diener des Froschkönigs, ein eiserner Ring um die Brust aus Schmerz um diese Verzauberung. Ihn werden wir hernach kennen lernen. Erst lassen wir das Märchen selbst reden.

„In den alten Zeiten," so fängt das Märchen an, „lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön, aber die jüngste war so schön, daß die Sonne selber, so oft sie ihr ins Gesicht sah, sich verwunderte. Nahe dem Schlosse lag ein großer dunkler Wald und in dem Walde unter einer alten Linde war ein Brunnen. War es heiß, so setzte sich die Königstochter an den Rand des kühlen Brunnens: und wenn sie Langeweile hatte, so nahm sie eine goldene Kugel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder.

Als bei solchem Spiel einmal die Kugel in den tiefen Brunnen gerollt war und die Königstochter immer lauter zum Steinerbarmen weinte und klagte, tauchte mit seinem dicken häßlichen Kopf ein Frosch aus dem Wasser und erbot sich, den Ball wieder zu schaffen, wenn die Königstochter ihn lieb haben wolle. Ich soll, forderte er, dein Geselle und Spielkamerad sein, an deinem Tischlein neben dir sitzen, von deinem goldenen Tellerlein essen, aus deinem Becherlein trinken, in deinem Bettlein schlafen.

Alles dies versprach die Königstochter, weil sie dem einfältigen Frosch derartiges gar nicht zutraute und lief ihm davon. Am nächsten Tage aber, als der Hof tafelte und sie von ihrem goldenen Tellerlein aß, kam plitsch-platsch, plitsch-platsch etwas die Marmortreppe heraufgekrochen und, als es oben angelangt war, klopfte es an die Tür und rief: „Königstochter jüngste mach mir auf," da mußte sie, wie sehr sie sich sträubte, auf des Vaters

Geheiß ihr Verſprechen einlöſen. Als der Froſch aber, nachdem er ſich ſatt gegeſſen, verlangte, in ihrem ſeidenen Bettlein mit ihr zu ſchlafen, trug ſie ihn zwar mit zwei Fingern hinauf, ſetzte ihn aber in die Ecke. Da kam er gekrochen und verlangte, daß ſie ihn in ihr ſchönes reines Bettlein höbe. Sie ward bitterböſe, holte ihn herauf und warf ihn aus allen Kräften wider die Wand. Als er aber herabfiel, da war er kein Froſch mehr, ſondern ein Königsſohn, der von einer böſen Hexe verwünſcht werden war. Und niemand hätte ihn aus dem Brunnen erlöſen können, als ſie allein, und morgen wollten ſie zuſammen in ſein Reich gehen.

Am anderen Morgen kam ein Wagen herangefahren, mit acht weißen Pferden beſpannt, die hatten weiße Straußenfedern auf dem Kopf und gingen in goldenen Ketten, und hinten ſtand der Diener des jungen Königs, der war der treue Heinrich. Der hatte drei eiſerne Bande um ſein Herz legen laſſen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerſprange. Unterwegs krachte es, als wäre etwas zerbrochen. Da drehte ſich der junge König um und rief: „Heinrich, der Wagen bricht.“

Nein, Herr, der Wagen nicht,
Es iſt ein Band von meinem Herzen,
Das da lag in großen Schmerzen,
Als ihr in dem Brunnen ſaßt,
Als ihr ein Fretſche (Froſch) waſt.

So krachte es dreimal hintereinander, bis alle drei Reifen geſprungen waren.“ Dies iſt das Märchen. Nun zur Deutung!

Jede Geburt einer Seele aus geiſtigen Höhen in die irdiſche Leiblichkeit iſt wie eine Verzauberung durch eine böſe Hexe. Hier aber haben wir es nicht mit einer einzelnen Geburt, ſondern mit dem Herabſinken der ganzen Menſchheit aus dem goldenen Zeitalter, dem Reich der goldenen Freiheit, in dem die Aſen auf dem Idafelde mit goldenen Tafeln ſpielten, bis in unſer Eiſenalter zu tun, deren Reifen ſich dem Menſchen, wie dem eiſernen Heinrich die drei eiſernen Bande (das ſilberne, kupferne, eiſerne Alter), um das Herz legen. Die Linde im dunklen Wald iſt kein anderer Baum, als die Weltenеſche und der Brunnen daneben der Urdabrunnen. Beide Sinnbilder bezeugen es, daß hier kosmiſches Geſchehen gemeint iſt.

Die jüngste Königstochter, sonniger und schöner noch als ihre älteren Schwestern — gleich den neun Heimdalmüttern ein Bild der älteren Hierarchien — spielt am Brunnen mit dem goldenen Ball, dem goldenen Zeitalter. Sie selber stellt die Menschheit dar in ihrer ursprünglichen gottgedachten Reinheit. Die Menschheit hat den Goldball dieser göttlichen Abstammung im Laufe des Weltenwerdens durch den Abstieg in die Materie verloren. Dadurch hat auch der einzelne Mensch seine königliche Gestalt verloren und ist Frosch geworden. Wie er in seiner embryonalen Entwicklung die tierischen Vorstufen wiederholen muß, so haftet ihm bis zu seiner Erlösung immer noch etwas Tierisches, die Froschnatur an. Erlösen kann ihn nur die Liebe der Königstochter, der ganzen Menschheit.

Versuchen wir, die Bilder der vier Gegenstände auf die einfachsten Linienformen zurückzuführen, so erhalten wir das 3. Kreuz (Tisch), den 4 Kreis (Teller von oben gesehen), die 2. Urne (Becher), den 1. Pfahl (Bett liegend). Dies sind aber genau die vier Zeichen auf dem Tische des göttlichen Magiers auf der ersten Tarockkarte*) mit der Bedeutung: 3. Zeugung, 4. Kind, 2. Mutter, 1. Vater. Aus dem menschlichen Gebiet in höhere geistige Bereiche erhoben, decken sich diese Sinnbilder mit dem 1. Geistmenschen atma, 2. Lebensgeist buddi, 3. Geist selbst manas, 4. Selbst. Das Märchen bringt mithin zum Ausdruck, daß der Königssohn nur entzaubert werden kann, wenn er durch die Liebe der Menschheit, der jüngsten Königstochter, diese oberen Formen seiner geistigen göttlichen Wesenheit in sich entwickelt.

Nun zur anziehendsten Gestalt des Märchens, dem eisernen Heinrich, dem treuen Ekkehard der Menschheit, dem Freund Hain, dem Rik oder Airikr der Edda, Heimdall, dem Achter, dem kosmischen Menschen. Daß niemand anders, als dieser sich hinter dem treuen Heinrich verbirgt, beweisen ganz untrüglich die acht weißen Rosse vor seinem Wagen. Wie jeder im Grimnismal in der Edda nachlesen kann, wohnt er im achten Götterhause der Himinbjörg, der Himmelsburg. Ihm ist das Gjallarhorn, das gellende Horn zu eigen, die Stimme des Gewissens. Er hütet

*) Anmerkung: Woldemar v. Uexküll, München, Roland-Verlag: „Eine Einweihung im alten Ägypten nach dem Buche Thotte".

die Regenbogenbrücke, die das geiſtige Reich mit Mitgart, der Menſchenerde, verbindet. Daß er über die Verzauberung des Menſchen, ſeinen Abſtieg in die Materie, das Reich der Mineralien, Pflanzen und Tiere traurig iſt, iſt nach dem Geſagten wohl erklärlich. Erſt, wenn der Menſch ſeine wahre königliche Geſtalt wiedergewinnt, wenn die drei Reifen der drei Weltalter, die dem goldenen folgen, ſpringen, wird er wieder vom Herzen froh.

So ſehen wir in dieſem köſtlichen Märchen, daß jedes Bild, jedes Wort beziehungsreich iſt und uns einen tiefen Zuſammenhang enthüllt, uns tief hineinführt in die Wunderwelt des altariſchen Glaubens.

ᚢ 2. Frau Holle

Aus Feuer und Eis, aus der Polarität von Wärme und Kälte, iſt nach eddiſchem Glauben die ſichtbare Welt entſtanden. Zwiſchen ihnen klaffte der gähnende Abgrund (Ginungagab). Wie nun die Eisſtröme dem Feuermeer (Muspil-heim) ſich näherten, da leckte die Kuh Audhumbla, die Saftreiche, aus dem Eiſe den Rieſen Ymir hervor, dem unter den Händen Maid und Mann zumal herauswuchſen, und deſſen einer Fuß mit dem anderen den Ser-häuptigen Sohn zeugte. Ymir ward von den drei Aſen, Burs Söhnen, die aus ſolchem Geſchlecht entſproſſen waren, erſchlagen. Aus ſeinem Fleiſch formten ſie die Erde, aus ſeinem Schweiße die See, aus den Gebeinen die Berge, aus den Haaren die Bäume, aus dem Hirnſchädel den Himmel (Grimnis-mal). Sinnbildlich will dieſe ganze Sage verſtanden werden, die in ſich die Geheimniſſe der Urzeit birgt, deren Zeichen die Ur-Rune iſt, das Bild des Ur-Stiers.

In der zweiten Wohnung der göttlichen Aſen hauſt Uller, der Eis- und Brunnengott und Ydallir oder Bogental heißt ſeine Wohnung. In der chriſtlichen Legende ward er zum heiligen Ullrich, deſſen Ohm Adalar genannt wird. Man beachte den Namengleichklang! Auch ihm ſind die Brunnen geweiht. So gehören Uller und die Ur-Rune zuſammen. Denn auch die Ur-Rune bildet einen Bogen, die Einlaßtür zur Welt, wie ſie geradezu genannt wird. Sie iſt die URne oder das Schöpfungsbecken der Welt, das mütterliche Prinzip des Weltalls. So ward ſie zum URda-Brunnen, aus dem alles Leben hervorquillt und zu dem es in der Eiſesſtarre des Todes zurückkehrt. URda iſt als älteſte der drei Schweſtern, die am Urdabrunnen das Weltenſchickſal weben, die Norne der Vergangenheit. Unter den Wurzeln der Weltenеſche liegt das Reich der Hel, das Totenreich. Nicht wie die chriſtliche Hölle iſt ſie ein Flammenreich der Qualen, nicht wie der griechiſche Hades ein Schattenreich der Bewußtloſigkeit, ſondern ein winterlicher Ruhezuſtand, in den die Seele übergeht, wenn ſie die Erde verläßt und aus dem ſie zu neuem Leben wiederkehrt. Daß die Germanen an dieſe Wiederkehr glaubten, geht aus verſchiedenen Stellen der Edda hervor. Ihre Kampffreudigkeit und Todesverachtung hängt mit dieſem Glauben zuſammen, der freilich nicht dogmatiſch gewertet werden

darf, ebensowenig wie jenes Reich der Mütter, das Goethe im zweiten Teil des Faust dichterisch gestaltet hat:

„Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort, denn es will ewig sein.
Und ihr bewegt es, allgewalt'ge Mächte
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte.
Die einen faßt des Lebens holden Lauf,
Die andern sucht der kühne Magier auf."

Noch heute sagt der Volksmund, wenn es in weichen Flocken schneit: „Frau Holle schüttelt ihre Betten aus," und gibt damit kund, daß ihm die Hel als mütterlich freundliches Wesen erscheint, das sich der dahingeschiedenen Seelen annimmt und jede nach ihrem Verdienst behandelt. Das gleiche will auch das Märchen von der Frau Holle besagen.

Die schöne und fleißige Stieftochter einer Witwe ward von dieser gegenüber ihrer rechten häßlichen und faulen Tochter zurückgesetzt und mußte alle schmutzige Arbeit im Hause tun. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Straße bei einem Brunnen setzen und mußte soviel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen; sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Die Stiefmutter verlangte, daß es sie wieder brächte. Da sprang es in der Herzensangst in den Brunnen, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung und als es erwacht und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, wo die Sonne schien und viel tausend Blumen standen. Auf dieser Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach, zieh' mich raus, zieh' mich raus, sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken." Da trat es herzu und holte mit dem Brotschieber alles nacheinander heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: „Ach, schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif." Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie und schüttelte, bis keiner mehr oben war; und als es alle in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es wieder weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau; weil sie aber so große Zähne hatte,

ward ihm angſt und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchteſt du dich, liebes Kind? Bleib' bei mir; wenn du alle Arbeit im Hauſe ordentlich tun willſt, ſo ſoll dir's gut geh'n. Du mußt nur acht geben, daß du mein Bett gut machſt und es fleißig aufſchüttelſt, daß die Federn fliegen, dann ſchneit es in der Welt, ich bin die Frau Holle.“ Wie es nun der Frau Holle eine Zeitlang treu und fleißig gedient hatte und dafür auch ein gutes Leben bei ihr hatte, bekam es Heimweh. Die Frau Holle ſagte: „Es gefällt mir, daß du wieder nach Hauſe verlangſt, und weil du mir ſo treu gedient haſt, ſo will ich dich ſelbſt wieder hinaufbringen.“ Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Tor. Das Tor ward aufgetan, und wie das Mädchen grade darunter ſtand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, ſo daß es über und über davon bedeckt war. „Das ſollſt du haben, weil du ſo fleißig geweſen biſt,“ ſprach die Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Tor verſchloſſen, und das Mädchen befand ſich oben auf der Welt, nicht weit von ſeiner Mutter Haus, und als es in den Hof kam, ſaß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki!“

„Unſere goldene Jungfrau iſt wieder hie!“

Da ging es hinein zu ſeiner Mutter, und weil es ſo mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und von der Schweſter ganz gut aufgenommen.

Die Mutter, der das Mädchen alles erzählte, wollte der anderen häßlichen und faulen Tochter ein gleiches Glück zuwenden. Sie mußte ſich an den Brunnen ſetzen und ſpinnen; und damit ihre Spule blutig ward, ſtach ſie ſich in die Finger und ſtieß die Hand in die Dornenhecke. Dann warf ſie die Spule in den Brunnen und ſprang ſelber hinein. Es begegnete ihr alles, wie der anderen. Doch ſie verweigerte dem Brot und den Äpfeln die verlangte Hilfe und im Dienſt der Frau Holle erwies ſie ſich bald als träge und unbrauchbar. Da ward die Frau Holle bald müde und ſagte ihr den Dienſt auf. Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen; die Frau Holle führte ſie auch zu dem Tor, als ſie aber darunter ſtand, ward ſtatt des Goldes ein großer Keſſel mit Pech ausgeſchüttet. „Das iſt zur Belohnung deiner Dienſte,“

ſagte die Frau Holle und ſchloß das Tor zu. Da kam die Faule heim, aber ſie war ganz mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunnen, als er ſie ſah, rief:

„Kikeriki!“

„Unſere ſchmutzige Jungfrau iſt wieder hie!“

Das Pech aber blieb feſt an ihr hängen und wollte, ſo lange ſie lebte, nicht abgehen.

Dies Märchen unterſcheidet ſich von anderen durch das Fehlen beſonderer Kennworte. Und dennoch tritt der tiefe Sinn klar zutage. Es iſt die uralte Lehre vom Karma, die in dieſem Märchen Bildgeſtalt gewonnen hat. Jeder iſt ſeines Glückes Schmied, und wie einer ſich bettet, ſo liegt er. Von ſeinem Verhalten auf der Erde hängt es ab, welches Schickſal Frau Holle, als Gebieterin der Urſtänd, einem beim Eintritt in ein neues Leben mit auf den Weg gibt, den einen Gold den anderen Pech. Die Bezeichnung des Unglücks mit dem Worte Pech iſt uns ja allen geläufig. Niemand ſoll ſich darüber beklagen, wenn er Pech hat. Er hat es ſich ſelbſt in einem früheren Daſein redlich verdient. Freilich hat jeder ſein gut Teil Leid zu ſeiner Vervollkommnung nötig und nicht alles iſt Gold, was hier oben glänzt. Die Eigenſchaften, mit denen jemand ins Reich der Frau Holle hinabſteigt, behält er auch dort drüben. Nicht jeder kann nach dem Tode gleich ein Engel werden. Frau Holle iſt eine freundliche Frau, trotz ihrer großen Zähne. Sie urteilt gerecht. In den Zähnen haben wir doch ſo eine Art Kennwort. Denn, wie wir ſpäter ſehen werden, iſt Zehn die Zahl des Gerichts, nach nordiſchem Mythos das Haus des Weltenrichters Forſete.

Der Brunnen, durch den die beiden Mädchen in das Reich der Hel hinabſpringen, iſt gleichbedeutend mit dem Tor, durch das ſie wieder zur Oberwelt entlaſſen werden. Beides, (Urda-)Brunnen und (Einlaß-)Tor, ſind Bilder der Ur-Rune und dieſe wieder bezeichnet das geiſtige Reich, von dem alles Leben ausgeht und zu dem es wieder zurückkehrt, den Mutterſchoß der Welt. Frau Holle iſt die Mutter der Toten, wie Frau Holda die der Lebenden und beide ſind im Grunde eins.

3. Das Märchen von der alten Kittel-Kittelkarre

gehört zu jenen, die Grimms Sammeleifer entgangen ſind. Auch Philipp Stauff hat es zu deuten verſucht. Aber ihm ſind die Beziehungen zu dem Gewittergott Thor nicht aufgegangen, deſſen Zeichen die dritte Rune iſt. Und doch treten dieſe Beziehungen in dem Kennwort Kittelkarre klar hervor, jener Keſſelkarre, oder dem Donnerwagen mit Twe bück daerför unn söben Sack Geld achter haer. Thor hatte es übernommen, wie Hymiskvidha ſo eindringlich ſchildert, den großen Keſſel, deſſen die Aſen für das herbſtliche Leinen-Erntefeſt bei Oeger bedurften, von dem Rieſen Hymir zu beſorgen. Er bekam den Keſſel erſt, als er einen Stärkewettkampf mit dem Rieſen beſtanden. Auf das Meer ruderten die beiden hinaus, mit dem Haupt eines ſtarken ſchwarzen Bergſtiers als Köder für die Wale, die ſie erlegen wollten. Aber faſt hätte Thor die Mittgartſchlange, die an dieſem Köder anbiß, als Beute mit heim gebracht. Doch als Zeichen ſeiner gewaltigen Kraft trug er das unausgeſchöpfte Boot mitſamt den zwei erlegten Walfiſchen allein durch die Bergſchlucht in des Rieſen Behauſung. Dort ſtellte ihm der Rieſe die weitere Aufgabe, einen unzerbrechlichen Kelch zu zerſchmettern. Nur auf den Rat des Rieſenweibes, daß der Schädel ihres Gatten härter ſei, als jeder Kelch, gelang ihm auch dies. Nun mußte der Rieſe den Keſſel freigeben, den Thor ſich auf das Haupt ſtülpte, ſo daß die Ringe ihm an den Ferſen klirrten. Hinter all dem ſteckt ein tiefrer Sinn, den ich hier nur andeuten kann durch die Bemerkung, daß Keſſel (KS) ein Kennwort für die Dinge ſind, die mit dem Geſchlecht sexus (SK) zuſammenhängen. Führt Thor, der ſtarke Überwinder der Rieſen, der ungeſchlachten Naturkräfte, der phyſiſchen Welt, dieſen Keſſel heim, ſo wird dadurch ſein mit zwei Böcken beſpannter Wagen zur Keſſelkarre.

Das Märchen von der Keſſelkarre, das deshalb beſonders wertvoll iſt, weil es das Hineinragen des eddiſchen Mythos in die deutſche Märchenwelt beweiſt, hat nun freilich zunächſt einen harmloſeren Sinn. Es bringt die kindliche Gewitterangſt zum köſtlichen Ausdruck. Der gefürchtete Menſchenfreſſer, der mit dem Ruf: „Norr, norr! hier iſt Menſchenfleiſch," das Haus, in dem die zwei Kinder verſteckt ſind, durchſchnüffelt, entpuppt ſich als ziemlich harmlos. Wenn er, um ſein Haupt aus der Schlinge zu löſen,

ihnen ſeine Keſſelkarre mit Twe bück daerför unn söben Sack Geld achter haer mitgibt, ſo iſt dies eine deutliche Anſpielung auf den reichen Ernteſegen, der dem befruchtenden Gewitter folgt. Doch hören wir zunächſt das Märchen in ſeinem Zuſammenhang, wie ich es der bei Eugen Diederichs, Jena 1912 erſchienenen, von Paul Zaunert, Marburg herausgegebenen Sammlung deutſcher Märchen ſeit Grimm entnehme. (S. 169.)

„Brüderchen und Schweſterchen gingen in den Wald, Beeren zu ſuchen. Da kam aber ein ſchlimmes Wetter, es fing an zu donnern und zu blitzen, der Regen floß in Strömen und bald ward es Nacht; die Kinder verirrten ſich und kamen immer weiter in den Wald hinein. Als das Wetter ſich endlich gelegt hatte und es ſchon ganz dunkel war, ſtieg das Brüderchen auf einen Baum und ſchaute um ſich, ob nicht ein Lichtlein zu erſpähen wäre. Und wirklich, es fand eins, ſtieg ſchnell vom Baume herunter und ging mit dem Schweſterchen drauf zu. Das Licht kam von einem kleinen Häuschen, das noch mitten im Walde lag. Da klopften ſie leiſe an und eine Stimme rief von innen: „Wer iſt da?“ Da baten die durchnäßten Kinder um ein Unterkommen und ließen ſich gar nicht abweiſen, obwohl das alte Mütterchen, das ihnen öffnete, vor ihrem Manne, der ein Menſchenfreſſer ſei und in einer Stunde wiederkommen müſſe und ſie dann freſſen werde, ſie genug warnte. Schließlich verſteckte ſie die Alte in einem hohlen Baum im Garten. Bald darauf kam der Menſchenfreſſer nach Hauſe und fing gleich an zu ſchnuppern und zu brummen: „Norr, norr, hier iſt Menſchenfleiſch!“

„Ach was, ſagte die Alte, ich habe eben ein Kalb geſchlachtet, komm her und iß dich ſatt.“ Der Menſchenfreſſer gab ſich erſt zufrieden und aß das Kalb auf, das ihm die Frau vorſetzte; aber als er damit fertig war, fing er gleich wieder an zu ſchnuppern und zu brummen: „Norr, norr, hier iſt Menſchenfleiſch!“ und ſuchte die ganze Stube durch, unter der Bettſtelle, im Uhrgehäuſe, ohne etwas zu finden, aber immer rief er: „Norr, norr, hier iſt Menſchenfleiſch!“ Die Frau ſprach: „Was willſt du ſuchen, hier iſt nichts, Du ſollſt dich ſchlafen legen.“ Der Menſchenfreſſer aber hörte nicht darauf und ſuchte noch das ganze Haus durch, und als er das getan hatte, öffnete er auch die Hintertür und wollte in den Garten; da ſagte die Frau: „Bleib doch hier, ich habe draußen nur den Kalbskopf hängen

und die Kalbsfüße und das frische Fell; da ist nichts für dich." Aber der Menschenfresser ging in den Garten und „norr, norr, hier ist Menschenfleisch" rief er, da fand er Brüderchen und Schwesterchen im hohlen Baume. Nun waren sie in großer Not und der Riese sprach: „Ich wußte wohl, daß es für mich noch einen Braten gäbe; nun will ich euch in den Keller sperren und morgen will ich euch aufhängen, ohne daß das Blut fließt, und dann will ich euch auffressen." Die Kinderchen weinten sehr, aber der Riese sperrte sie in den Keller, da mußten sie die Nacht sitzen und taten kein Auge zu vor lauter Angst und Trübsal.

Am Morgen kam der Riese und holte sie heraus. Da hatte er schon zwei Schlingen unter dem Hahnenholz gemacht, darin sollten sie aufgehängt werden, ohne daß Blut floß. Das Schwesterchen stieg zuerst auf die Bodenleiter hinauf; wie es aber an die Schlinge kam, tat es, als wenn es den Kopf nicht hineinkriegen könnte und zog immer mit den Händen die Schlinge zu und sprach: „Ich weiß es nicht zu machen, lieber Menschenfresser; steig' doch einmal herauf und zeig' es uns." Da stieg der Menschenfresser hinauf, hielt die Schlinge auseinander und legte den Kopf hinein und sprach: „So müßt ihr's machen!" Als nun der Menschenfresser den Kopf in der Schlinge hatte, da zog das Brüderchen unten die Leiter weg und der Menschenfresser hing unter dem Hahnenbalken. „So, Menschenfresser, da kannst du hängen bleiben," sagten die Kinder und wollten fortgehen. Aber da fing er an zu bitten und zu betteln, sie sollten ihn da doch nicht hängen lassen und ihn wieder losmachen, er wollte ihnen auch nichts zuleide tun und beschwor sie hoch und teuer; da sprachen die Kinder: „Und was giebst du uns denn, wenn wir dich losmachen?" Da sprach der Menschenfresser:

„Min ole Kittelkittel kaer
Mit twe Bück daerfaer
Unn soeben Sack Geld achterhaer."

Da machten die Kinder ihn los, und der Menschenfresser gab ihnen die Kittelkittelkarre mit zwei Böcken davor und sieben Sack Geld hinterher. Die Kinder setzten sich nun drauf und fuhren davon, und die Böcke liefen so schnell, daß sie bald eine weite Strecke zurückgelegt hatten. Nun trafen sie einen Mann, der war auf seinem Lande beim Kartoffelauskriegen. Da

gaben ſie ihm eine große Handvoll Geld und ſprachen: „Wenn daer een kummt unn die fragt na ſin ol' Kittelkittelkaer mit twe Böck daerfaer unn ſoeben Sack Geld achterhaer, ſo haſte niks ſeen". — „Nä" ſagte der Mann, „ick wull ju nich verraden." Nun kamen ſie weiter und da trafen ſie einen Mann, der war auf ſeinem Lande beim Wurzelaufkriegen; dem gaben ſie zwei große Hände voll Geld und ſprachen: „Wenn daer een kummt, unn die fraegt na ſin oll' Kittelkittelkaer mit twe Böck daerfaer un ſoeben Sack Geld achterhaer, ſo haſte niks ſeen." „Nä," ſagte der Mann, „ik will ju nich verraden." Nun kamen ſie weiter und da fanden ſie einen Mann, der war in ſeinem Garten beim Äpfelabkriegen; dem gaben ſie drei große Hände voll Geld und ſagten zu ihm: „Wenn daer een kummt unn die fraegt na ſin ol' Kittelkittelkaer, mit twee Böck daerfaer und ſoeben Sack Geld achterhaer, ſo haſte niks ſeen." Auch dieſer Mann verſprach ihnen, daß er nichts ſagen wollte, wohin ſie gefahren wären.

Nun hatte es dem Rieſen aber gleich leid getan, als die Kinder fort waren, daß er ihnen ſeine Karre mit den Böcken und ſieben Sack Geld gegeben hatte. Da kam er ihnen nachgelaufen und wollte ſeine Karre wieder holen. Wie er nun zu dem Manne kam, der die Kartoffeln auskriegte, ſo fragte er ihn: „Haſt du oek ſeen min ol' Kittelkittelkaer mit twee Böck daerfaer unn ſoeben Sack Geld achterher?" Antwortete ihm der Mann: „Düt Jaer ſtaet de Kartuffeln noch billig noeg." Da war der Rieſe ſchrecklich böſe und lief eilig weiter. Als er nun zu dem Wurzelaufkrieger kam und die gleiche Frage tat, da antwortete ihm auch der Mann: „De Worteln ſtaet düt Jaer noch billig noeg." Nun ward der Rieſe noch viel zorniger, und ſtürmte fort, ſo ſchnell er laufen konnte; und ſo kam er bei dem Manne an, der die Äpfel in ſeinem Garten abkriegte und ſtellte ihm die gleiche Frage, wie den beiden anderen. Da erſchrak der Mann ſo vor dem Rieſen, daß er geſtand, wo die Kinder hingefahren wären. Nun eilte der Rieſe ihnen nach, und bald hörten ſie es hinter ſich pruſten und ſchnauben. Da ſprach Brüderchen zum Schweſterchen: „Sieh dich mal um, gewiß iſt der Rieſe hinter uns." Das Schweſterchen ſah ſich um und rief: „Ja der Rieſe iſt hinter uns, ſchon ganz nahe." Eben waren ſie auf einen Berg hinaufgefahren und es war ſchon Abend. Da fuhren ſie noch den Berg hinunter und ſchnell in eine Höhle hinein. „So," ſagte

Brüderchen, „hier wollen wir die Nacht bleiben und morgen weiter fahren und der Riese soll uns nicht finden.“

Nun kam der Riese auch auf den Berg und sah sich allerwärts noch einmal um und konnte nirgends die Kinder mit der Karre und den Böcken finden. Da stieg er noch den Berg hinunter, legte sich nieder und dachte: „morgen wirst du sie schon einholen, du hast heute einen weiten Weg gemacht,“ und darauf schlief er ein. Aber nun hatte er sich grade auf die Höhle gelegt, worin die Kinder mit den Böcken waren, so daß sein Leib ganz den Eingang verdeckte.

Da wußten sie's nicht anders anzufangen, als daß sie den Riesen, indem er schlief, heimlich und ohne daß er's merkte, totmachten. Aber nun konnten sie den toten Riesen nicht von der Stelle wälzen und kamen in große Not und litten Hunger und Durst, und die Böcke auch, und sie wußten gar nicht, wie sie wieder aus der Höhle kommen sollten. Da aber enstand in der Nacht ein groß Geschrei und Flügelschlagen, wie von einem Raubvogel, und sie merkten, daß der Vogel von dem Riesen fresse. Nun wurden sie ruhig und warteten bis zur nächsten Nacht. Und der Vogel kam wieder, machte ein großes Geschrei und schlug mit den Flügeln und fraß von dem Riesen, daß am anderen Morgen schon der Tag durchschimmerte. In der dritten Nacht kam der Vogel noch einmal wieder und hackte das Loch noch größer, und hätte er das nicht getan, so wären Brüderchen und Schwesterchen nimmer herausgekommen und wären vor Hunger in der Höhle gestorben, und die Böcke auch. Nun aber ward das Loch so groß, daß sie hindurch konnten, und so fuhren sie denn nach Hause mit der alten Karre mit den zwei Böcken davor und den sieben Sack Geld hinterher, und ihr könnt euch denken, was Vater und Mutter sich gefreut haben, als sie endlich ihre lieben Kinderchen wieder hatten“.

Dies Märchen enthält so entzückend naive Züge, wie die Arglosigkeit, mit der der dumme Riese seinen Kopf in die Schlinge legt, die Zutraulichkeit, mit der Schwesterchen ihn anredet „lieber Menschenfresser“ und die Behutsamkeit, mit der er, „ohne daß er es merkt,“ umgebracht wird, daß einem das Herz im Leibe dabei lacht.

Diese kleinen liebevollen Züge lassen erkennen, daß er eigentlich gar kein böser Menschenfresser ist, sondern nur so tut. Auch daß das Kartoffelaus-

nehmen hiſtoriſch in ein altes Märchen gar nicht paſſen will, ſoll uns nicht ſtören. Anfänglich mag eine andere Feldfrucht wohl an der Stelle geſtanden haben. Solche kleinen Züge werden eben aus dem Geſichtskreis des Erzählenden neu eingefügt. Der Kern des Märchens iſt trotzdem uralt, wie ſchon aus dem eingangs Geſagten hervorgeht.

Denn der Rieſe iſt niemand anders als Thor, der Gewittergott ſelber. Mit Donner und Blitz fängt ja auch die Erzählung an. So wollen wir auch zunächſt im Märchen den Ablauf eines Gewitters verfolgen. Der Rieſe brummt und ſchnauft gewaltig und jagt den Kindern einen gewaltigen Schrecken ein. Wenn die grellen Blitze zucken, wenn es dröhnt und poltert, flüchten ſich die verſchüchterten Kleinen zu Mutters Schürze und werden von ihr verſteckt. Aber hat die Spannung ſich gelöſt und ſtrömt der Regen nieder zur durſtenden Erde, dann folgt ein reicher Ernteſegen. Ihn dürfen die Kinder ins Elternhaus als Geſchenk des böſen und doch ſo gutmütigen Rieſen bringen. Von den drei Bauern ſtellen die beiden erſten ſich taub und antworten: Ja dies Jahr ſind die Kartoffeln (Wurzeln) noch billig genug. Eine gute Ernte bringt billige Preiſe. Aber iſt das Gewitter vorüber, ſo kehrt es, namentlich in engen Tälern, oft noch einmal wieder. Der Gewitterrieſe verfolgt die Kinder. Sie müſſen ſich in eine Höhle flüchten und ganz ſchwarz wird es in dieſer, wenn ſich der Rieſe mit ſeinem gewaltigen Leibe, den ſchweren Wolkenmaſſen, davor lagert. Aber endlich werden ſie doch durch den Sonnenadler befreit, der ein Loch in die dunklen Wolkenmaſſen hineinfrißt, daß der Himmel wieder zum Vorſchein kommt. So kann man dies Märchen als das der Überwindung kindlicher Gewitterangſt bezeichnen.

Aber das Märchen birgt noch einen tieferen Sinn. Die Thorrune iſt das Zeichen der großen Weltenzeugung, des Spannungsausgleichs zwiſchen dem poſitiven männlichen und negativem weiblichen Weltenpol, der durch den überſpringenden Zeugungsfunken ausgelöſt wird. Deshalb iſt Aſathor der Dreier und Drehherr der Welt, der göttliche Baumeiſter der Welt mit dem Hammerbeil und als ſolcher wird er auch Bar, der Geburtsmacher oder Böl-Thorn, Beulendorn genannt.

Wenn er zuerſt auf der Menſchenebne mit ſeiner gewaltigen Urtriebkraft ſich bemerkbar macht, dann erzeugt er, mag er nun den Saftſtrom von den Wurzeln aufwärts in Halm und Blatt oder den Blutſtrom durch

die Adern lebhafter kreiſen laſſen, eine gewitterſchwüle Stimmung, aber auch bocksluſtigen Übermut.

Himmelhochjauchzend zum Tode betrübt pendelt die Seele, von Grund aus aufgewühlt, zwiſchen zwei Extremen. So wird es Brüderlein und Schweſterlein wohl bange, wenn ſie zum erſten Male den Naturlaut Norr, Norr, der ſie in Not hineinbringt, vernehmen und mit dem der Rieſe Menſchenfleiſch wittert. Noch gelingt es ihnen, ihren Kopf aus der Schlinge zu ziehen und jener muß ſich ſelber loskaufen mit ſeiner Keſſelkarre, mit zwei Böcken davor und ſieben Sack Geld hinterher. Dem Menſchen fällt die hohe Aufgabe zu, den Naturtrieb zu veredeln. Thors Keſſel dient beim Leinerntefeſte bei Ägir, beim Feſt der Leinenbraut zum Braukeſſel. Sein Hammer weiht die Brautleute. Die Ehe iſt ihm heilig. So wird aus der Sechs die Sieben, aus dem sexus (SK=KS), dem Geſchlecht, die Sippe, d. h. der Verband der durch ſonnenhohe Ziele vereinten Bluts=verwandten. Reicher Segen entſpringt ſolcher Verbindung. Mögen auch vorn an der Keſſelkarre zwei Böcke ziehen, der Sonnenſegen folgt doch ſiebenfaltig nach, in dieſer Zahl die Vollkommenheit, Vervollkommnung verbürgend. Die drei erntenden Bauern ſtellen drei Entwickelungsabſchnitte menſchlichen Heranreifens von je ſieben Jahren dar: ſieben Jahre die kindlichen Knollen, vierzehn Jahre die jugendlichen Wurzeln, 21 Jahre die reifen Äpfel der Geſchlechtsreife. Erſt der dritte Bauer verrät die Kinder dem nachſetzenden Rieſen. Sein Leib ſperrt ſie wie in eine dunkle Höhle ein. Faſt ſcheint es, als wenn ſie von jener Urkraft überwältigt ganz in die Materie, die Sinnenwelt eingeſchloſſen würden. Aber ein großer Raubvogel befreit ſie. Durch die Triebwelt hindurch ſehen ſie eine wunderbare neue Seelenwelt, das Familienglück, die Liebe der Ehegatten, die treue Sorge der Eltern für ihre Kinder hindurchleuchten. So befreit ſie der Geiſt des großen Vogels, des Aars, der Adler= und Ariergeiſt aus ihrem Gefängnis; gibt ſie der Sonne zurück und auch die Böcke brauchen nicht verhungern.

Hinter dieſer zweiten Deutung leuchtet ſchon eine dritte hervor. Das große Kraftreich Aſa=Thors, in das die Menſchen hineingeboren werden, erſcheint dem zum Bewußtſein erwachenden Menſchen wie ein großes Leben vernichtendes Ungetüm. Jeder iſt dem Tode geweiht. Niemand entgeht

ihm. Eine Weile wird wohl Galgenfriſt gewährt. Dann aber holt der Rieſe mit dem Todesdorn doch die enteilenden Kinder ein. Schon ſcheinen ſie dem Tode verfallen. Da befreit ſie der Ariergeiſt, der ariſche Unſterblichkeitsglaube, und bahnt ihnen aus der Todeshöhle den Weg zum Licht empor.

Alle drei Deutungen — jede entſpricht einem beſtimmten Reifegrade — hängen innerlich miteinander zuſammen. Der Naturmythos, der Geſchlechtsmythos und der Weltenmythos bilden eine Einheit, die uns offenbar wird, wenn der große Weltzuſammenhang ſich uns im Lichte des göttlichen Geiſtes enthüllt. Damit kommen wir zur vierten Rune des Geiſtes, des göttlichen Odems, der durch dieſe Welt weht.



Gänsemädchen

vielleicht das herrlichſte von allen, ſetze ich in die vierte Stelle, in Odins Zeichen, die O oder Odil-Rune. Hierzu beſtimmt mich der neckiſche Zauberſpruch, mit dem das Gänſemädchen den Wind beſchwört, daß er Kürtchens Hut wegnehmen ſoll, damit er ſie nicht beim Machen ihres Goldhaars ſtöre:

Wehe, wehe Windchen,
Nimm Kürtchen ſein Hütchen
Und laß ihn ſich mit jagen,
Bis ich mich geflochten und geſchnatzt
Und es wieder aufgeſatzt.

Denn dieſer Wind iſt der Geiſtesodem des göttlichen Geiſtes. Und die ganze Erzählung dreht ſich darum, daß die menſchliche Seele die allmählich ſich verlierende Fühlung mit der göttlich geiſtigen Welt wieder gewinnt. Freilich wächſt dies Märchen bei der Bedeutung, die das redende Haupt des getöteten Roſſes für den Gang der Handlung hat, über den Rahmen eines einzelnen Runenzeichens weit hinaus. Nach dem St. Gallener ABC iſt RA—OS (Roß und Roſe), UU=W geſchrieben, das vereinigte Zeichen der fünften Rune RA und der vierten Rune OS. Beide Zeichen ergeben den Buchſtaben W, entſprechend den beiden Drudenfüßen, ein Bild der Weihe, der Einweihung.

Schon die Römer nannten es sub rosa, unter der Roſe einem etwas mitteilen, wenn jemandem ein Geheimnis offenbart wurde. Daß von dieſem RA-OS ſowohl die Geheimbrüderſchaft der Roſenkreuzer, wie die Fehmroſe ihren Namen hat, beweiſt die weite Verbreitung dieſes Sinnbildes.

Wir werden im achten Zeichen, bei der Heimtaller-Sage, im Märchen vom Machandelbaum, noch etwas über das redende Haupt erfahren. Die Vorſtellung, daß Roſſe reden, den Willen der Götter verkünden, iſt bei den Germanen durch Tacitus bezeugt. Sie ſtammt aber ſchon aus vorgermaniſcher Zeit. Der Grieche Homer berichtet in ſeiner Ilias von redenden Roſſen, die bezeichnenderweiſe dem Diomedes, dem Gottesmittler gehören. Aber auch in Indien, wo die Götter in Roßgeſtalt erſcheinen und das Roßopfer (Açva-medha) gefeiert wurde, begegnen wir

ähnlichen Vorstellungen. Der Name des Rosses in unserem Märchen Falada=Veleda=Seherin weist nachdrücklich auf diesen Zusammenhang hin.

Fassen wir, ehe wir das Märchen selbst reden lassen, einmal die Überschrift des Märchens „Gänsemädchen" und den Namen ihres Gespielen Kurt ins Auge, so wird uns bald der ganze tiefe Sinn des Märchens aufgehen.

Die Gans, in der Tierfabel Adelheid oder Allheit genannt, ist ein Bild des Alls. Die Magd (MG) deutet auf Macht, Magie. Da nun die Königstochter in den Märchen stets die menschliche Seele bedeutet, worauf schon Philipp Stauff hingewiesen hat, so gibt eigentlich schon die Überschrift den ganzen Inhalt der Erzählung wieder. Sie stellt das Schicksal einer Königstochter dar, die, von der ungetreuen Magd zum Rollentausch gezwungen, verdrängt und zur Gänsemagd erniedrigt wird, um endlich wieder, nachdem sie alle Prüfungen bestanden hat, zu ihrer ursprünglichen Würde erhöht zu werden.

Die menschliche Seele, vom Schöpfer (Kurt, KRT, creator hropter) als seine Gehilfin zur Hüterin des Alls (Gans) berufen, der die Macht (Magd) über das All gegeben ist, muß, ehe sie so königliche Kunst erlernt, zu ihr heranreift, demütig einen Leidensweg gehen, darf sich durch Prüfungen nicht beirren lassen und die Fühlung mit der göttlichen Kraft, aus der sie hervorgegangen, nimmer verlieren. In allen alten Einweihungen, in Ägypten wie in Indien, wird dieser Weg als Isisweg, als Yoga genau geschildert.

Aber die Seele hat noch einen zweiten Weg hochzukommen, sich zu entwickeln, den unser deutsches Sprichwort in die Lebensregel f ßt: „Durch Schaden wird man klug" und den unser Märchen in der Strafe, die die ungetreue Magd am Schlusse trifft, leise andeutet. Diese Magd stellt im Gegensatz zur Königstochter die niederen selbstsüchtigen Triebe der Menschenbrust dar. Sie muß sich ihr eigenes Urteil sprechen: Nackend (Geburt und Tod) wird sie in eine von außen mit Nägeln (NG, genus, ink) durchspitzte Tonne (Leiblichkeit) eingeschlossen, um von zwei weißen Rossen (tu witt Ros, tuen nach rechtem Wissen, wissend das Rechte tuen) Gaß auf, Gaß ab (G. S., dem göttlichen Strahl bald näher kommend, bald sich von ihm entfernend) zu Tode geschleift zu werden.

Die beiden weißen Roſſe, als Lenker ihres Schickſals, hätten in dieſem Zuſammenhange gar keinen Sinn, wenn nur ein Strafvollzug von realiſtiſcher Grauſamkeit gemeint wäre und nicht der unſeren Vorfahren wohlvertraute Glaube an eine Reihe von Wiederverkörperungen. Dieſer zweite Weg iſt der längere und ſchmerzhaftere. Denn der Menſch muß, in ſeine Leiblichkeit, wie in eine Tonne eingeſchloſſen, ſolange die Folgen ſeiner eigenen Fehler am eigenen Leibe ſpüren, bis er das verkehrte ſeines Tuns erkannt und, zur rechten Einſicht gelangt, ſelbſt rechtſchaffen wird.

Betrachten wir den erſten der beiden Wege an der ſchlichten Erzählung: Eine Königstochter, einem fernen Prinzen verſprochen, wird von der liebenden Mutter mit ſtandesgemäßer Ausſtattung verſehen (von der Vorſehung mit köſtlichen Gaben ausgeſtattet), von einer Magd begleitet, auf den Weg geſetzt. Als köſtlichſte Gabe empfängt ſie von der Mutter ein weißes Läppchen mit drei Tropfen des mütterlichen Blutes zum Talisman als Schutz gegen alle Fährlichkeiten der Reiſe mit der Weiſung, ſie wohl zu verwahren. Ihr Reittier, die edle Stute Falada, kann reden, desgleichen die Dreiheit der Blutstropfen.

Was ſind das für wunderliche Sinnbilder: Blutstropfen, die reden, ein Roß, das ſprechen kann! Auch in Wolframs Parzival kehrt das Sinnbild der drei Blutstropfen auf weißem Schnee wieder, dort als Mahnung an die Mutter Herzeleide. Auch in unſerem Märchen hängen die drei Blutstropfen mit der Mutter der Königstochter zuſammen. Was können ſie da anders bedeuten, als *das im Blute gegebene Bewußtſein der Abſtammung der Seele von dem dreieinigen göttlichen Urgrund der Welt!* Solange in der Seele dieſes Bewußtſein lebt, kann ihr nichts Arges begegnen. „Iſt Gott mit uns, wer mag wider uns ſein?“ Aber damit die Seele zur Freiheit der ſelbſtverantwortlichen Perſönlichkeit heranreift, muß ſie dies köſtliche Gottinnerlichkeitsbewußtſein verlieren. Dies geſchah auch der Königstochter. Da die beiden eine Weile ſelbander geritten ſind, bekam die Königstochter Durſt und heiſchte von der Zofe, ſie ſolle abſteigen und ihr *aus goldenem Becher* zu trinken geben. Die Magd verweigerte trotzig dieſen Dienſt. Die niedere menſchliche Natur ſagt der höheren den Dienſt auf. Will alſo die Seele den Durſt nach ihrer göttlichen Heimat ſtillen — *Gold iſt allemal das*

Zeichen des Sonnenlandes, der ursprünglichen göttlichen Reinheit —, so darf sie sich nicht auf ihre niedere Natur verlassen, sondern muß demütig absteigen und sich selbst zum Quell des Lebens niederbeugen. Da entfuhr der Königstochter der Seufzer: „Ach Gott!“ und die drei Blutstropfen antworteten: „Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe täte ihr zerspringen.“

Aber die Königsbraut war demütig und stieg wieder zu Pferde. Als sie nach etlichen Meilen von neuem dürstete, wiederholte sich das gleiche. Und wie sie so trank und sich über das fließende Wasser recht überlehnte, fiel ihr das Läppchen, worin die drei Blutstropfen waren, aus dem Busen und floß mit dem Wasser fort. Die Kammerjungfrau hatte aber zugesehen und freute sich, daß sie Gewalt über die Braut bekäme; denn damit, daß diese die drei Blutstropfen verloren hatte, war sie schwach und machtlos geworden. War die Königstochter bei ihrer ersten Prüfung durch das Bewußtsein ihrer göttlichen Abstammung getröstet worden, so verliert sie jetzt diesen Halt. Die niederen Triebe gewinnen Gewalt über die Seele und treten die Herrschaft an. Die Magd zwingt sie, von ihrem Pferde Falada abzusteigen, mit ihr das königliche Gewand zu tauschen und magdliche Gestalt anzunehmen. Die niederen Triebe triumphieren. Scheinbar ist der Erfolg auf ihrer Seite. Sie führen zu Macht, Ansehen, äußeren Erfolgen. Aber Falada sah das alles an und nahm es wohl in acht.

Wie sie in des Königs Hof einritten, ward die falsche Braut mit königlichen Ehren empfangen. Die wahre Königstochter mußte unten stehen bleiben. Aber der alte König, der am Fenster stand, ließ sich nicht täuschen. Er sagte: „Da habe ich so einen kleinen Jungen, der hütet die Gänse, dem mag sie helfen!“ Der Junge ist Kürtchen. Welch feine Ironie! Gänse hüten ist bekanntlich eine ganz leichte Arbeit für die Dorfjugend. Wir sahen aber schon, was sich hinter dieser Aufgabe verbirgt. Diesen Kunstgriff gebraucht das Märchen häufig, daß es das Gegenteil von dem ausspricht, was eigentlich gemeint ist. Denn was kann es höheres geben, als berufen werden zur Hüterin des Alls? Ist es nicht wie eine Umschreibung des Christusworts: „So Ihr nicht werdet wie die Kindlein, könnt Ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

Wir müſſen uns der geheimnisvollen Stute Falada zuwenden. Die falſche Braut fürchtete, das redende Roß möge ſie verraten und ſetzte es beim jungen Könige durch, daß ihm der Hals abgehauen wurde. Die Gänſemagd aber beſtach den Schinder und ließ Faladas Haupt unter das finſtere Tor nageln, wo ſie morgens und abends mit den Gänſen durch mußte. Und des Morgens früh ſprach ſie im Vorbeigehen: „O du Falada, da du hangeſt.“ Da antwortete der Kopf: „O du Jungfer Königin, da du gangeſt, wenn das deine Mutter wüßte, daß Herz tät ihr zerſpringen.“ Der Seele blieb nach Verluſt des unmittelbaren Gottinnerlichkeitsbewußtſeins (drei Blutstropfen) der Zugang zur geiſtigen Welt durch den Mund der Propheten offen. Aber auch dieſes Tor wird verriegelt. Weltlicher Sinn fordert das Haupt der unbequemen Mahner, wie die Bibel es von Johannes dem Täufer berichtet, der der Salome zum Opfer fiel. Auch die griechiſche Helenaſage weiſt auf dieſe Zuſammenhänge hin. Dem Führer des Volks Menelaos wird von der eitlen ſelbſtgefälligen Perſönlichkeit Paris-Bar-Is die Seherin Helena, Velena, Veleda entführt und in das Stammesheiligtum (Trojaburg, heilige Stadt, wie Homer Ilion bezeichnet) gebracht. Auch die Namensverwandtſchaft Hek-tors mit Hagen von Trenje gibt zu denken. — Der dunkle Torweg aber, den alles Lebendige morgens und abends hindurch muß, bezeichnet Geburt und Tod.

Wie nun die Gänſeherde auf die Wieſe (Wiſſen) gelangt war, machte das Gänſemädchen die Haare auf, die waren eitel Gold, und Kürtchen ſah ſie und freute ſich, wie ſie glänzten und wollte ihr ein paar ausraufen. Da ſprach ſie wie oben berichtet:

Weh, weh, Windchen, ...

Kürtchen ärgerte ſich und beſchwerte ſich beim alten König: „Morgens, wenn wir mit der Herde unter dem finſteren Tor durchkommen, ſo iſt da ein Gaulskopf an der Wand, zu dem redet ſie.“ So erzählte er den ganzen Vorgang. Der König überzeugte ſich ſelber von der Richtigkeit der Schilderung und forſchte abends die Gänſemagd aus, die die Auskunft verweigerte, dann aber dem Ofen ihr Leid klagte

Die Seele kann ihrer göttlichen Abſtammung (goldne Haare) dann bewußt werden, wenn der göttliche Odem (Wind) die Hülle (Hut) entfernt, unter der ſich der Schöpfer hinter der Schöpfung verbirgt (Kurt). Dann

werden die Haare geflochten (FL = Lichtſchaffen, Erleuchtung), geſchnatzt SK, secare (ſtutzen der Triebe) und aufgeſatzt (Aufbau einer geiſtigen, ſittlichen Lebensordnung durch Satzungen). Nachdem ſie ſo alle Prüfungen beſtanden und als treu erfunden worden, wird ſie in ihre urſprüngliche Würde eingeſetzt.

So iſt in dieſem Märchen jedes Wort und jeder kleine Zug von Bedeutung. In Farben von unzerſtörbarer Friſche iſt von einem großen Künſtler ein köſtlicher Teppich aus edelſten Stoffen gewoben und geheimnisvoll von goldenen Faden durchzogen worden. Gewiß kannte der Dichter das indiſche Bogenſchützenlied (Bagavad gita) nicht und doch, wie treffſicher hat er die gleichen Lehren von den beiden Wegen, die zur Erhöhung führen, in anſchaulicher Lebendigkeit zum Ausdruck gebracht. So möge dieſes köſtliche deutſche Märchen dem Deutſchen helfen, den tiefen und ſtarken Glauben ſeiner Vorfahren an die göttliche Beſtimmung des Menſchenlebens wiederzugewinnen. Denn was tot erſcheint, wird wieder auferſtehen.

R 5. Das Rotkäppchen-Märchen

ist vielleicht das am weitesten verbreitete von allen deutschen Märchen. Gewiß zutreffend hat man die kleine süße Dirn mit der roten Kappe, die samt ihrer Großmutter von dem bösen Wolf verschlungen wird, auf die liebe Sonne gedeutet, die jeden Abend im Bauche der Nacht und jeden Winter im Polarreich ganz unter dem Horizont verschwindet und doch jeden Morgen und jeden Lenz unversehrt und heil wieder zum Vorschein kommt. Sieht man aber genauer zu, so scheinen es manche Einzelzüge anzudeuten, daß daneben auch noch ein anderer Sinn seinen Platz behauptet, der uns Deutsche besonders angeht, daß nämlich das Eindringen des römischen Rechts in Deutschland den unbekannten Märchendichter veranlaßt hat, dem alten naturmythischen Stoff seine uns vertraute Gestalt zu geben. Deshalb soll dies Märchen in der heiligen Fehmzahl fünf und im Zeichen der Rita = oder Rechtrune R seine Stelle finden. Kein Volk hat mit solcher Folgerichtigkeit den Rechtsgedanken, aber auch den Staats- und den Machtgedanken entwickelt, wie das römische und prüft man, unvoreingenommen von der Vorstellung, als ob Griechen und Römer den barbarischen Germanen die wahre Kultur gebracht hätten, die Frage genauer, ob die Übernahme römischer Staats- und Rechtsgedanken für die deutschen ein Segen gewesen sei, so wird man gelinde Zweifel nicht unterdrücken können. Als die römische Kultur mit der germanischen in Fühlung trat, alterte sie bereits und befand sich im Niedergang. Der latinische Bauer, durch die dauernden Kriege der Scholle entfremdet, zeigte schon zur Zeit der Gracchen abnehmende Bodenständigkeit. Was sich später römischer Bürger nannte, waren zumeist Söhne Freigelassener aus aller Herren Länder, ein buntes Rassengemisch. Der Stolz und die Würde römischen Wesens war schon zu Beginn der Kaiserzeit längst dahin. Man braucht nur die beweglichen Klagen des römischen Dichters Horatius Flaccus über die „auri sacra fames" „die verfluchte Geldgier" und über manches andere zu lesen, um zu begreifen, daß Rom von ödestem Materialismus beherrscht war. So sind wir berechtigt, bei dem Wolf, der Rotkäppchen verschlingt, auch an die materialistische Erwerbsgier zu denken, die gerade in unseren Tagen den deutschen Idealismus zu vernichten droht, und aus dem Verlauf des

Märchens die Hoffnung zu ſchöpfen, daß er einſt durch das Geiſtmenſchentum, für das das Märchen durchweg das Bild des Jägers wählt, aus dieſem unwürdigen Gefängnis befreit werden wird.

Es war einmal eine kleine ſüße Dirn, ſo erzählt das Märchen, die hatte jedermann lieb, der ſie nur anſah, am allerliebſten aber die Großmutter. Die ſchenkte ihr ein Käppchen von rotem Samt. Zu dieſer kranken Großmutter ſchickte die Mutter das Kind mit Kuchen und Wein, daß ſie ſich recht daran labe, mit der Weiſung, hübſch artig zu ſein, nicht gleich in alle Ecken zu gucken, guten Morgen zu ſagen und nicht vom Wege abzulaufen. Im Walde begegnete ihm der Wolf, ohne daß es ahnte, was das für ein böſes Tier war. Sie begrüßten einander ganz freundſchaftlich, und Rotkäppchen verriet ihm auch die Wohnung der Großmutter: „Unter den drei Eichbäumen da ſteht ihr Haus, unten ſind die Nußhecken, das wirſt du ja wiſſen.“ Um nun beide, Großmutter und Rotkäppchen, zu erſchnappen, mußte er Zeit gewinnen, und ſo ſprach er, eine Weile neben Rotkäppchen hergehend, zu ihr: „Rotkäppchen, ſieh einmal die ſchönen Blumen, die ringsumher ſtehen, warum guckſt du dich nicht um? Ich glaube, du hörſt gar nicht, wie die Vöglein ſo lieblich ſingen? Du gehſt ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingſt, und iſt ſo luſtig haußen in dem Wald.“ So ließ ſich denn Rotkäppchen verleiten, für die Großmutter einen ſchönen Blumenſtrauß zu pflücken. Inzwiſchen hat der Wolf die Großmutter verſchluckt, ſich in ihr Bett gelegt, ihre Haube aufgeſetzt und die Vorhänge vorgezogen.

Wie nun das Rotkäppchen verſpätet eintraf, war ihm ſo wunderlich zumute, aber es glaubte, trotzdem ihm die Veränderung auffiel, daß die Großmutter im Bett läge und fragte ſie jene berühmten Fragen, die die Kinderherzen ſo gruſeln laſſen: „Ei, Großmutter, was haſt du für große Ohren?“ „Daß ich dich beſſer hören kann.“ „Ei, Großmutter was haſt du für große Hände?“ „Daß ich dich beſſer packen kann!“ „Aber Großmutter, was haſt du für ein entſetzlich großes Maul?“ „Daß ich dich beſſer freſſen kann.“ Dabei tat er einen Satz aus dem Bett auf das arme Rotkäppchen und verſchlang es. Wie der Wolf ſein Gelüſten geſtillt hatte, legte er ſich wieder ins Bett, ſchlief ein und fing an überlaut zu ſchnarchen. Dadurch wurde der Jäger, der eben vorbeiging, darauf aufmerkſam gemacht, es

möchte der alten Frau etwas fehlen. So entdeckte er den Wolf, schnitt ihm mit der Schere den Bauch auf und befreite die beiden. Rotkäppchen holte geschwind große Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er erwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er niedersank und sich tot fiel. Der Jäger nahm den Pelz vom Wolf; die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein und erholte sich wieder. Rotkäppchen aber dachte: „Du wirst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat."

Diese echt kindliche Moral der Geschichte, wie überhaupt die ganze naive Frische der Erzählung sind so recht dazu angetan, sich dem kindlichen Gemüt einzuprägen. Und doch steckt in dem ganzen Vorgang eine so schmerzliche Erfahrung der deutschen Geschichte, daß es gerade in unseren Tagen einer so unglaublichen Überlistung des Deutschen durch wölfische Tücke höchste Zeit ist, daß dem deutschen Volke die ach so vertrauensseligen Augen geöffnet werden. Die meisterhaft gewählten Kennworte sollen uns dazu verhelfen.

Das ist zunächst die Großmutter, das weisheitsvolle Ur-Mutterrecht, dessen Spuren wir in den eddischen Sagen auf Schritt und Tritt begegnen, die der Enkeltochter, dem deutschen Volke, eine Kappe aus rotem Samt geschenkt hat: das deutsche Recht. Wie das Recht beschaffen war, das gibt das Märchen in vier Kennworten an: „Wein, Kuchen, Eiche, Nußhecken". Der Wein entspricht der vierten Od-Rune und bezeichnet die Offenbarung des göttlichen Geistes. Das altarische Recht entsprang nicht menschlicher Willkür, sondern göttlicher Satzung und altheiliger Überlieferung (Saga). Der Kuchen (kuk) hat in den ältesten Opferdiensten Beziehungen zum Liebesleben. Er soll im Märchen andeuten, daß das Urmutterrecht in dem strengen geheiligten Sippenverband wurzelt. Die Großmutter, das urarische Recht, ist schon krank und schwach geworden, erholt sich aber wieder durch den Genuß von Wein und Kuchen. Wir müssen wieder, wenn wir genesen wollen, statt des papiernen Paragraphenschwindelrechts, dessen Hochflut seit der Revolution fast noch schlimmer geworden ist, als die Papiergeldüberschwemmung, zu einem göttlichen Recht kommen, das aus der Tiefe der deutschen Seele in lebendigem Rechtsgefühl geboren und

in dem festen Grunde des deutschen Sippengedankens verankert ist. Dieses Recht wurde unter freiem Himmel im Schatten der heiligen Banneichen gesprochen, von denen der Feldmarschall Hindenburg seinen eigentlichen Namen Beneckendorff trägt. In ältester Zeit war der Thingplatz durch Haselnußhecken umhegt.

Daß der Wolf auf Rom zielt, dessen erste Könige von einer Wölfin, dem Sinnbild der Machtgier, großgesäugt worden ist, bedarf keiner weiteren Worte. Erst nachdem die alte deutsche Gerichtsbarkeit vom römischen Rechte verschlungen war, ging es auch dem deutschen materiellen Recht an den Kragen. Dabei kam Rom die Naturversunkenheit des deutschen Gemütes zustatten. Nach seiner ganzen Veranlagung nimmt der Deutsche eigentlich nur Weltanschauungsfragen ernst. Politische und Rechtsfragen vergißt er gerne über Blütenduft und Vogelsang, wie unser Märchen das so meisterhaft schildert. Rom und seine Helfer wußten dies und nutzten es weidlich aus. Denn sie haben große Ohren und ein langes Gedächtnis. Der Deutsche vergißt heute schon, was gestern gewesen ist. Die Täuschung, durch die sich das römische Recht an Stelle des urarischen Sippenrechts gesetzt hat, kann nicht ewig währen. An seiner ungeheuren Gefräßigkeit, seiner selbstsüchtigen Gier, wird der römische Wolf erkannt. Wenn nur erst im Deutschen der Jäger (J. G.), der göttliche Geistesmensch, erwacht ist, dann wird er das deutsche Recht aus der Gewalt derer befreien, deren Gott der Bauch, der materielle Genuß ist, die die ganze Welt sich versklaven möchten. Denn das Stein—gehege der deutschen Rechtswaltung können sie nicht vertragen.

Das Rotkäppchen hat noch eine Fortsetzung: Ein anderer Wolf versuchte es in gleicher Weise, Rotkäppchen zu verführen und sprang, als es ihm mißlungen, bei der Großmutter aufs Dach, auf Rotkäppchens Heimkehr lauernd. Die Großmutter merkte, was er im Sinn hatte. Sie ließ Rotkäppchen in einen großen Steintreg vor dem Hause Wasser tragen, in dem sie tags zuvor Würste gekocht hatte, bis er ganz voll war. Gierig nach dem ihm in die Nase steigenden Geruch, machte der Wolf den Hals so lang, daß er ins Rutschen kam und in dem großen Troge ertrank. Dieser Zusatz ergänzt die Haupterzählung vortrefflich. Er enthält eine tröstliche Zukunftsverheißung. Den Leuten, die jetzt bei uns aufs Dach gestiegen und oben-

auf ſind, wird ſchließlich ihre eigene Gier zum Verhängnis werden. Sie werden kurz vor Erreichung ihres Zieles ſcheitern. Der Deutſche wird ſich ſeines Urſprungs, ſeiner Urentſtehung (UR-AST = Wuraſt — Wurſt) bewußt werden und wird auch die alten geweihten Rechtsformen (Steintrog) wieder neu beleben. Durch dieſe formelle und materielle Wiederherſtellung des Rechts wird der römiſche Giergeiſt zugrunde gehen.

6. Der Jude im Dornbuſch

Der Sechsſtern oder Sexualſtern, Magen Davids, der von allen Synagogen goldig ſtrahlt, ſollte es ſchon rechtfertigen, wenn dieſes Märchen, das trotz ſeines heiteren Tones des ernſten Sinnes nicht entbehrt, an ſechſte Stelle verſetzt wird. Denn auch die ſechſte oder Kun-Rune bezeichnet das Geſchlecht. Wer unter dieſem Geſichtspunkt den Gang der Handlung verfolgt, wird geſtehen müſſen, daß die Geige, nach der alles, jung und alt, vornehm und gering, zu tanzen anfängt, ſobald der Spielmann ſeinen Bogen anſetzt, eben nichts anderes ſei, als das Inſtrument jenes bei allen Völkern ſo beliebten göttlichen Bogenſchützen, von dem es ſchon in einem Sophokleiſchen Chor heißt:

Eros, Unüberwindlicher!
Wie überfällſt du die Menſchenherzen!
Wie ſchlummerſt du in den zarten
roſigen Mädchenwangen.

Unſer Märchen packt das Geſchlechtsproblem weniger gefühlvoll, ſondern mit derber Komik an. Laſſen wir es erzählen.

„Es war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Knecht, der diente ihm fleißig und redlich, war alle Morgen der erſte aus dem Bett und abends der letzte hinein und wenn's eine ſaure Arbeit gab, wo keiner anpacken wollte, ſo ſtellte er ſich immer zuerſt daran. Dabei klagte er nicht, ſondern war mit allem zufrieden und war immer luſtig.

Zwei Jahre lang bekam er keinen Lohn. Nach drei Jahren, da es ihn trieb, weiter zu ziehen, zählte ihm der Geizhals drei Heller einzeln auf: „Das iſt ein großer und reichlicher Lohn, wie du ihn bei wenigen Herren empfangen hätteſt.“ Der gute Knecht, der vom Geld wenig verſtand, ſtrich ſein Kapital ein und dachte: „Nun haſt du vollauf in der Taſche, was willſt du ſorgen und dich mit ſchwerer Arbeit länger plagen.“

Da zog er fort, bergauf, bergab, ſang und ſprang nach Herzensluſt. Nun trug es ſich zu, als er an einem Buſchwerk vorüberkam, daß ein kleines Männchen hervortrat und ihn anrief: „Wo hinaus, Bruder Luſtig? Ich ſehe, du trägſt nicht ſchwer an deinen Sorgen.“ — „Was ſoll ich traurig ſein,“ antwortete der Knecht, „ich habe vollauf, der Lohn von drei

Jahren klingelt in meiner Taſche.“ — „Wieviel iſt denn deines Schatzes?“ fragte ihn das Männchen. „Wieviel? Drei bare Heller, richtig gezählt.“ — „Höre,“ ſagte der Zwerg, „ich bin ein armer bedürftiger Mann, ſchenke mir deine drei Heller, ich kann nichts mehr arbeiten, du aber biſt jung und kannſt dir dein Brot leicht verdienen.“ Und weil der Knecht ein gutes Herz hatte und Mitleid mit dem Männchen fühlte, ſo reichte er ihm ſeine drei Heller und ſprach: „In Gottes Namen, es wird mir doch nicht fehlen.“ Da gewährte ihm das Männchen drei Wünſche, für jeden Heller einen, und er wünſchte ſich erſtens ein Vogelrohr, das alles trifft, wonach er ziele, zweitens eine Fiedel, nach der alles tanzen muß, wenn er darauf ſtreiche und drittens, daß niemand ihm eine Bitte abſchlagen dürfe. Da griff das Männchen in den Buſch und Fiedel und Vogelrohr lagen ſchon in Bereitſchaft und auch die Erfüllung des dritten Wunſches ſagte er ihm zu.

Luſtig zog der Knecht weiter und bald darauf begegnete er einem Juden mit einem langen Ziegenbart, der ſtand und horchte auf den Geſang eines Vogels, der hoch oben auf der Spitze eines Baumes ſaß. „Gottes Wunder!“ rief er aus, „ſo ein kleines Tier hat ſo eine grauſam mächtige Stimme! Wenn's doch mein wäre! Wer ihm doch Salz auf den Schwanz ſtreuen könnte!“ — „Wenn's weiter nichts iſt,“ ſprach der Knecht, „der Vogel ſoll bald herunter ſein,“ legte an und traf's auf's Haar, und der Vogel fiel herab in die Dornenhecken. „Geh, Spitzbub,“ ſagte er zum Juden, „und hol dir den Vogel heraus.“ — „Mein,“ ſprach der Jude, „laß der Herr den Bub weg, ſo kommt ein Hund gelaufen; ich will mir den Vogel aufleſen, weil ihr ihn doch einmal getroffen habt,“ legte ſich auf die Erde und fing an, ſich in den Buſch hineinzuarbeiten. Wie er nun mitten in dem Dorn ſteckte, plagte der Mutwille den guten Knecht, daß er ſeine Fiedel nahm und anfing zu geigen. Gleich fing auch der Jude an die Beine zu heben und in die Höhe zu ſpringen; und je mehr der Knecht ſtrich, um ſo beſſer ging der Tanz. Aber die Dornen zerriſſen ihm den ſchäbigen Rock, kämmten ihm den Ziegenbart und ſtachen und zwickten ihn am ganzen Leib. „Mein,“ rief der Jude, „was ſoll mir das Geigen! Laß der Herr das Geigen, ich begehre nicht zu tanzen.“ Aber der Knecht hörte nicht darauf und dachte: „Du haſt die Leute genug geſchunden, nun ſoll dir's die Dornhecke nicht beſſer machen,“ und fing von neuem an zu geigen,

daß der Jude immer höher aufſpringen mußte, und die Fetzen von ſeinem Rock an den Stacheln hängen blieben. „Au weih geſchrien!“ rief der Jude, „gebe ich doch dem Herrn, was er verlangt, wenn er nur das Geigen laßt, einen ganzen Beutel mit Gold.“ — „Wenn du ſo ſplendabel biſt,“ ſprach der Knecht, „ſo will ich wohl mit meiner Muſik aufhören, aber das muß ich dir nachrühmen, du machſt deinen Tanz noch mit, daß es eine Art hat,“ nahm darauf den Beutel und ging ſeiner Wege.

Der Jude blieb ſtehen und ſah ihm nach und war ſtill, bis der Knecht weit weg war, und ihm ganz aus den Augen war; dann ſchrie er aus Leibeskräften: „Du miſerabler Muſikant, du Bierfiedler, wart, wenn ich dich allein erwiſche! Ich will dich jagen, daß du die Schuhſohlen verlieren ſollſt; du Lump, ſteck einen Groſchen ins Maul, daß du ſechs Heller wert biſt,“ und ſchimpfte weiter, was er nur losbringen konnte. Und als er ſich damit etwas zu gute getan und Luft gemacht hatte, lief er in die Stadt zum Richter. „Herr Richter, au weih geſchrien! Seht, wie mich auf offener Landſtraße ein gottloſer Menſch beraubt und übel zugerichtet hat; ein Stein auf dem Erdboden möchte ſich erbarmen; die Kleider zerfetzt, der Leib zerſtochen und zerkratzt, mein bißchen Armut mit ſamt dem Beutel genommen, lauter Dukaten, ein Stück ſchöner als das andere, um Gottes willen, laßt den Menſchen ins Gefängnis werfen.“ Sprach der Richter: „Wars ein Soldat der dich mit ſeinen Säbel ſo zugerichtet hat?“ „Gott bewahre!“ ſagte der Jude, einen nackten Degen hat er nicht gehabt, aber ein Rohr hat er gehabt auf dem Buckel hängen und eine Geige am Hals; der Böſewicht iſt leicht zu erkennen.“ Der Richter ſchickte ſeine Leute nach ihm aus, die fanden den guten Knecht, der ganz langſam weitergezogen war, und fanden auch den Beutel mit Gold bei ihm. Als er vor Gericht geſtellt wurde, ſagte er: „Ich habe den Juden nicht angerührt und ihm das Geld nicht genommen, er hat's mir aus freien Stücken angeboten, damit ich nur aufhöre zu geigen, weil er meine Muſik nicht vertragen konnte.“ — „Gott bewahr!“ ſchrie der Jude, „der greift zu Lügen wie Fliegen an der Wand.“ Aber der Richter glaubte es auch nicht und ſprach: „Das iſt eine ſchlechte Entſchuldigung, das tut kein Jude,“ und verurteilte den guten Knecht, weil er auf offener Straße einen Raub begangen hätte, zum Galgen. Als er abgeführt ward, ſchrie ihm noch der Jude zu: „Du Bärenhäuter,

du Hundemuſikant, jetzt kriegſt du deinen wohlverdienten Lohn.“ Der Knecht ſtieg ganz ruhig mit dem Henker die Leiter hinauf, auf der letzten Sproſſe aber drehte er ſich um und ſprach zum Richter: „Gewährt mir noch eine Bitte, ehe ich ſterbe.“ — „Ja,“ ſprach der Richter, „wenn du nicht um dein Leben bitteſt.“ „Nicht ums Leben,“ antwortete der Knecht, „ich bitte, laßt mich zu guterletzt noch einmal auf meiner Geige ſpielen.“ Der Jude erhob ein Zetergeſchrei: „Um Gottes willen, erlaubt's nicht, erlaubt's nicht.“ Allein der Richter ſprach: „Warum ſoll ich ihm die kurze Freude nicht gönnen; es iſt ihm zugeſtanden und dabei ſoll es ſein Bewenden haben.“ Auch konnte er es ihm nicht abſchlagen, wegen der Gabe, die dem Knecht verliehen war. Der Jude aber rief: „Au weih! au weih! Bindet mich an, bindet mich feſt!“ Da nahm der gute Knecht ſeine Geige vom Hals, legte ſie zurecht, und wie er den erſten Strich tat, fing alles an zu wabern und zu wanken, der Richter, die Schreiber und die Gerichtsdiener; und der Strick fiel dem aus der Hand, der den Juden feſtbinden wollte; beim zweiten Strich hoben alle die Beine, und der Henker ließ den guten Knecht los und machte ſich zum Tanz fertig; beim dritten Strich ſprang alles in die Höhe und fing an zu tanzen, und der Richter und der Jude waren vorn und ſprangen am beſten. Bald tanzte alles mit, was auf den Markt aus Neugierde herbeigekommen war, alte und junge, dicke und magere Leute untereinander; ſogar die Hunde, die mitgelaufen waren, ſetzten ſich auf die Hinterfüße und hüpften mit. Und je länger er ſpielte, deſto höher ſprangen die Tänzer, daß ſie ſich einander an die Köpfe ſtießen und anfingen jämmerlich zu ſchreien. Endlich rief der Richter ganz außer Atem: „Ich ſchenke dir dein Leben, höre nur auf zu geigen.“ Der gute Knecht ließ ſich bewegen, ſetzte die Geige ab, hing ſie wieder um den Hals und ſtieg die Leiter herab. Da trat er zu dem Juden, der auf der Erde lag und nach Atem ſchnappte, und ſagte: „Spitzbube, jetzt geſteh', wo du das Geld her haſt, oder ich nehme meine Geige vom Hals und fange wieder an zu ſpielen.“ — „Ich hab's geſtohlen, ich hab's geſtohlen,“ ſchrie er, „du aber haſt's redlich verdient.“ Da ließ der Richter den Juden zum Galgen führen und als einen Dieb aufhängen“.

Es iſt kein Wunder, daß derjenigen geiſtigen Macht, die ſich zum Monopol-Verwalter unſerer Kulturgüter aufgeſchwungen hat, dieſes

Märchen ein Dorn im Auge ist und daß sie mit aller Macht dahin strebt, gerade dieses Märchen auszumerzen; denn mit vielem Humor und ohne Gehässigkeit ist in diesem lustigen Schelmenstückchen das jüdische Wesen aus Seelentiefen heraus und doch so anschaulich dargestellt, daß es denen unangenehm sein muß, in deren Augen es schon ein Verbrechen ist, das Wort Jude anders als lobend in den Mund zu nehmen. Das soll uns nicht abhalten, an der Hand dieses Märchens die unserem eigenen Wesen so entgegengesetzten Charakterzüge der jüdischen Art in Augenschein zu nehmen.

Dem Juden im Märchen ist es nicht genug, sich am schönen Gesang des Vogels zu erfreuen. Er will ihn besitzen. Wie der Knecht aus Gefälligkeit ihm das Tierchen herunterschießt, legt er sich auf die Erde und fängt an, sich in den Dornenbusch hineinzuarbeiten. Wenn es darum geht, sich Besitz zu erwerben, verdrießt den Juden keine Mühe, keine Erniedrigung; keine Widerwärtigkeiten, auch kein boshafter Spott schrecken ihn ab, sein Ziel mit Zähigkeit zu verfolgen. Sein Herz hängt am Gold. Mit welcher Liebe spricht er zum Richter von den Dukaten: „ein Stück schöner als das andere." Aber er vergißt keine Kränkung. Nachtragend und rachsüchtig, sobald er die Macht hinter sich weiß und für sich nichts zu befürchten braucht, fängt er an zu schimpfen und läßt seinem Haß die Zügel schießen und ist doch zu feige, offen für seine Meinung einzutreten, solange Gefahr damit verknüpft ist. Auf eine Hand voll Lügen kommt es ihm dabei nicht an. Selber ein Dieb, beschuldigt er andere des Diebstahls. Ist nicht jetzt allmählich dem deutschen Volk es wie Schuppen von den Augen gefallen, wer all die Lügen zusammengebraut hat, die an unserem inneren Zusammenbruch und an der Versailler Schuldlüge Schuld sind? Und wenn „deutsche" Frauen unseren Feinden die Waffen in die Hand spielen, die Schuldlüge aufrechtzuerhalten, so tragen sie gewiß so östliche Namen wie Anita Augsburg oder Gertrud Bär, genau so wie Kurt Eisner alias Kosmanowski unseren Feinden die gefälschten Dokumente geliefert hat, um die Versailler Sklaverei gegen uns zu rechtfertigen. Aber letzten Endes bleibt der Jude doch der dumme Teufel. Kurz vor Erreichung des Zieles wird er übermütig und das bringt ihn zu Fall. Er muß gestehen, wo er das Gold gestohlen hat und erleidet die wohlverdiente Strafe. Welch ein fast prophetischer Scharfsinn in diesem Märchen, dessen Dichter sicher von

dem Schickſal nichts ahnen konnte, das durch jüdiſchen Lügengeiſt über uns gekommen iſt! Es iſt beſchämend genug, daß immer noch Volksgenoſſen, aus angeblich chriſtlicher Geſinnung heraus das „auserwählte Volk", das doch ſeine Miſſion längſt verſcherzt hat, in Schutz nehmen. Wenn nun gar ein von der Internationalen Traktat-Geſellſchaft 1919 herausgegebenes Buch: „In den Fußſpuren des großen Arztes" es für nötig findet, ſich darüber aufzuregen, daß chriſtliche Eltern ihren Kindern erlauben, Märchen, Sagen und erdichtete Geſchichten zu leſen, die mit ſo viel Falſchem erfüllt ſeien und angeblich ein Verlangen nach dem Unwirklichen nähren (S. 454), ſo kann man nur ausrufen: „O du heilige Einfalt! Herr vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie tuen!" Welch lebendige, ſchmerzhaft lebendige Wirklichkeit in dem Märchen enthalten iſt, glaube ich zur Genüge gezeigt zu haben. Und doch iſt das Märchen weit entfernt, etwa Antiſemitismus treiben zu wollen. Der Jude iſt ihm nur ein Gegentypus zum Helden der Geſchichte, dem luſtigen Fiedler.

Dieſer wird ſchon durch die drei Gaben, die das Männlein ihm verliehen hat, als Liebesgott gekennzeichnet. Seinem Schuß fällt jede Seele (Vogel) zum Opfer, nach ſeiner Fiedel muß alles tanzen und niemand kann ihm einen Wunſch abſchlagen. Er iſt luſtig und guter Dinge, zu Neckereien aufgelegt, allzeit hilfsbereit und vom Gold und Geldeswert hat er keine Ahnung. Leicht trennt er ſich von dem doch ſauer genug verdienten kargen Lohn, ohne nach Vergeltung zu fragen. Denn Liebe ſuchet nicht das ihre. Von all dem iſt ſein Gegenſpieler das Gegenteil. Aber dem Bilde, das wir von dieſem entworfen, müſſen wir jetzt noch einen charakteriſtiſchen Zug hinzufügen. Wem die Liebe etwas ſeelenloſes iſt, der darf ſich nicht wundern, daß ſein Leib von Dornen zerſchunden wird, wenn der Geigenſtrich des mächtigen Fiedlers ihn zum Tanzen zwingt.

Wer in dem Dornengeſtrüpp der Sinnenwelt hängen bleibt, der muß als Sklave ſeiner Gier notwendig leiden, Freiheit kann es nur im Reiche des Geiſtes geben, das von Liebe beſeelt iſt. Dies Reich iſt den Mammonsknechten, deren typiſcher Vertreter der Jude iſt, immerdar verſchloſſen.

ᚼ und ᚺ 7. Die sieben Raben.

Die siebente Rune ist Hagal oder Hagalk (Heil–Kelch) auch Gilg (Lilie) genannt und sieben ist auch in der Bibel die heilige Zahl der Vollendung. Nach uraltem Glauben hat der Mensch mit seinen fünf Gliedmaßen (Haupt, zwei Arme, zwei Beine) und seinen fünf Sinnen (Gesicht, Geruch, Gehör, Geschmack, Gefühl) noch nicht das Maß der ihm zugedachten Organe erreicht, sondern soll durch Entwicklung seiner Seelenkräfte wieder den Zugang gewinnen zu der höheren geistigen Welt, zu Sonne, Mond und Sternen. Erst sie sollen ihm das rechte Leben (R. B.) geben. Schon bald nach ihrer Geburt hat die Seele diese ihre sieben Brüder verloren infolge einer Verwünschung und muß, zum Bewußtsein erwacht, sich auf einen beschwerlichen Weg machen, um sie unter mancherlei Opfern wiederzufinden. Davon berichtet uns das Märchen von den sieben Raben.

„Ein Mann hatte sieben Söhne und immer noch kein Töchterchen, so sehr er sich's auch wünschte. Endlich wurde ihm ein Mädchen geboren. Die Freude war groß, aber das Kind war schmächtig und klein und sollte die Nottaufe haben. Die Brüder wurden eilends zur Quelle geschickt, um Wasser zur Taufe zu holen, aber in ihrem Eifer zerbrachen sie den Krug und trauten sich nicht heim. In seiner Ungeduld über das lange Ausbleiben rief der Vater ärgerlich: „Ich wollte, daß die Jungen alle zu Raben würden!“ Kaum war das Wort ausgeredet, so hörte er ein Geschwirr über seinem Haupt in der Luft, blickte in die Höhe und sah sieben kohlschwarze Raben auf und davonfliegen.

Wie nun das Töchterchen bald zu Kräften kam und mit jedem Tag schöner ward, erfuhr es durch das Gerede der Leute von dem Verschwinden seiner Brüder. Es machte sich trotz der Tröstungen seiner Eltern täglich ein Gewissen daraus, daß es an dem Verschwinden seiner Brüder schuld sei und hatte nicht Ruhe und Rast, bis es sich heimlich aufmachte und in die weite Welt ging, seine Brüder irgendwo aufzuspüren und zu befreien, es möchte kosten, was es wollte. Es nahm nichts mit sich, als ein Ringlein von seinen Eltern zum Andenken, ein Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit.

Nun ging es immerzu, weit, weit bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne, aber die war zu heiß und fürchterlich und fraß die kleinen Kinder. Eilig lief es weg und lief zu dem Mond, aber er war zu kalt und auch grausig und bös, und als er das Kind merkte, sprach er: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch.“ Da machte es sich geschwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm freundlich und gut und jeder saß auf seinem besonderen Stühlchen. Der Morgenstern aber stand auf, gab ihm ein Hinkelbeinchen und sprach: „Wenn du das Beinchen nicht hast, kannst du den Glasberg nicht aufschließen, und in dem Glasberg, da sind deine Brüder.“

Das Mädchen nahm das Beinchen, wickelte es wohl in ein Tüchlein und ging wieder fort, solange, bis es an den Glasberg kam. Das Tor war verschlossen, und es wollte das Beinchen hervorholen; aber wie es das Tüchlein aufmachte, war es leer, und es hatte das Geschenk der guten Sterne verloren. Da nahm es ein Messer, schnitt sich ein kleines Fingerchen ab, steckte es in das Tor und schloß glücklich auf. Ein Zwerglein, das ihm entgegenkam, hieß es, die Heimkehr der Herren Raben abzuwarten und trug deren Speise herein auf sieben Tellerchen und in sieben Becherchen und von jedem Tellerchen aß das Schwesterchen ein Bröckchen und aus jedem Becherchen trank es ein Schlückchen; in das letzte Becherlein aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen hatte. An dem Ringlein erkannte der siebente der heimgekehrten Raben, daß es ein Ring von Vater und Mutter war und sprach: „Gott gebe, unser Schwesterlein wäre da, so wären wir erlöst.“ Wie das Mädchen, das hinter der Tür stand und lauschte, den Wunsch hörte, so trat es hervor, und da bekammen alle die Raben ihre menschliche Gestalt wieder. Und sie herzten und küßten einander und zogen fröhlich heim.“

Vergleicht man diese Erzählung mit anderen Märchen, so muß einem auffallen, daß sich in ihm Redewendungen und Bilder finden, die an solche in anderen Märchen anklingen und vielleicht aus diesen übernommen sind. So erinnert die Menschenfressergebärde des Mondes an die „Kittelkarre“, das Auftragen der Speise für die sieben Raben an das Schneewittchenmärchen. Auch daß das Mädchen außer dem Ring Brot, Krug und Stuhl mitnimmt auf seine Wanderschaft erscheint ohne tieferen Zusammenhang mit dem weiteren Verlauf der Handlung. Und so dürfen wir denn in

dieſem Märchen manchen Zug als ſchmückende Ausmalung anſehen ohne Kennwortbedeutung. Darin liegt die Schwierigkeit der Deutung, ſtets aus dem Zuſammenhang des ganzen zu unterſcheiden, was bedeutſam und was nebenſächlich iſt. Rein mechaniſch iſt die Frage nie zu löſen.

Mir ſcheint es nun freilich, daß die feindliche Rolle, die Sonne und Mond ſpielen, auf verborgene Zuſammenhänge hinweiſt. Dieſe aber auseinanderzuſetzen würde ſo eingehende Erläuterungen erfordern, daß es zu weit führen müßte. Kurze Andeutungen könnten nur verwirren. Deshalb beſchränke ich mich hier, darauf hinzuweiſen, daß der Ring als Vollkommenheits- (omne trinum perfectum rotundum) und Ewigkeitszeichen gut mit der Bedeutung der Siebenzahl, von der ich ausging, übereinſtimmt.

Das Hinkelbeinchen, das Geſchenk des Morgenſterns, das das Mädchen verloren hat, bedeutet das heilige, göttliche Ich (H-INK). Es war dazu beſtimmt, den Glasberg zu öffnen. Das Urbild des Glasbergs, der uns aus manchem Märchen entgegenleuchtet, ſehe ich in dem lichten Berg, der Lichtburg, auf der Menglöd, die Frohgeſchmückte in dem Eddaliede Fiölswinns-mal ihren Geliebten empfängt. Der Zugang zu dieſem Berg des Heils, der Lichtburg, die „lange ſchwankt auf Speeres Spitze" kann nur durch ſchmerzhafte Opfer, das Abſchneiden eines Fingergliedes, erkauft werden.

Was damit eigentlich gemeint iſt, das könnte uns jenes Rätſel-Lied der Edda mit ſeinem gamban-tein (dem Schenkel-Zweig) wohl offenbaren, mit dem der Hahn vid-ofnir erlegt werden ſoll und das die Fee Sin-mara, die Zauberin der Sinnen-Trugwelt — Maja nennt ſie der Inder — unter neun Riegeln verſchloſſen hält.

Hier iſt es genug, zu wiſſen, daß es dem Menſchen beſtimmt iſt, zur höchſten Vollkommenheit nur durch ausdauernde Treue und opferbereite Liebe zu gelangen. Dann werden die Raben ſchwinden, die den Kyffhäuserberg umfliegen und Barbarossa-Heimtall-Tannhäuser wird aus dieſem Berge ſiegreich hervorgehen. Davon ſoll uns das achte Märchen ein wenig verraten.



Machandelbaum

offenbart am beſten den Inhalt der Heimtaller-Tannhäuſerſage und gehört daher an die achte Stelle. Und alle, die dieſes Märchen leſen und ſeine Deutung hören, bitte ich, dies alles in die heimliche Acht ihres Herzens zu nehmen und wohl auf die tiefen Geheimniſſe zu achten, die ich in einem für die Öffentlichkeit beſtimmten Buche nur leiſe anzudeuten wage. Denn wahrlich, ein weltentiefes Geheimnis liegt in dieſer Zahl, in der Heimtaller-Sage und in dem Märchen vom Machandelbaum verborgen. Sie alle drei umſchließen die Schickſalstragödie des Menſchengeſchlechts. Schon der Name Machandelbaum deutet es an. Denn der Mandelbaum iſt der 15 ſproßige Runenbaum — Mandel iſt ja noch heute der deutſche Name der Fünfzehn —, der Menſchheitsbaum, die Weltenеſche, die nach eddiſchem Glauben vom Weltenbrande (mut-spili) ſoll verzehrt werden. Der Fluch der böſen Tat der unnatürlichen Mutter und die Furcht vor den Flammen des Weltenbrandes lodern aus dem Märchenſchluß dem Hörer entgegen.

Aber wie die Acht die Zahl der Ächtung iſt, — die Edda bezeichnet ſie gradeswegs mit atmaelis skor Schuldſchuh, — ſo iſt die achte Rune mit ihren drei Namen naut, not, norn, Flut, Not, Schickſal ein Zeichen der Folge einer Schuld. Und der im achten Himmelshauſe der Himinbjörk wohnende Gott Heimtaller, — Tannhäuſer iſt nichts weiter, als ſeine Umkehrung, denn Haus iſt gleich Heim und tallr iſt der nordiſche Name der Tanne — der Mettrinker oder Metwolf iſt jener herrliche Sohn, an dem bei Sack-Mimir Odin zum Mörder geworden iſt. Jene, bisher in ihrer unergründlichen Tiefe ſo wenig verſtandenen Verſe Grimnismal 50 muß ich im Wortlaut bringen, weil in ihnen der Schlüſſel zum Machandelbaum-Märchen verborgen liegt:

Svidr ok Svidrir	Seider und Seiderer
ek hét at Soeck mimis	hieß ich bei Sackmimers
ok dudda ek pann inn aldna Jötun;	und tat ſo weh dem alten Jeten,
Pá er ek Mjödvitnis vark	damals, als ich des Metwolfs,
ins moera bura	des herrlichen Sohnes,
ordinn einbani	Mörder geworden.

Mit Mimes Haupte, dem redenden Haupte, das in allen Geheimlehren eine große Rolle ſpielt, murmelt nach der Kunde der Wala Wotan vor

dem Weltuntergange, und da Heimtaller der Methtrinker iſt, iſt er der Enthauptete. Sein Zeichen iſt die achte, die Not-Rune, das Bild des geköpften Baumſtammes, der ſich in der Tannhäuſerſage in den dürren Stecken verwandelt hat, der neu ergrünen ſoll, wenn Tannhäuſer aus dem Venusberge hervorgegangen iſt und ſeine Schuld geſühnt hat. Die deutſche Heroldskunſt hat in manchen Wappen durch das Heroldsbild des wieder ausſchlagenden Baumſtumpfes das Fortleben dieſer Vorſtellungen veranſchaulicht. Und uns Deutſche geht es beſonders nahe an, daß auch die Kyffhäuſerſage das gleiche Geheimnis birgt. Denn Kopf iſt Haupt und Haupt hieß nach der Edda Heimtallers Schwert. Soll ich noch einen Schritt weiter gehen und auf jenes Loch im Himmel, als himmliſches Abbild der Kyffhäuſerhöhle hinweiſen, auf das die Lanze des Sternbildes Kepheus zeigt? Wer an aſtrologiſche Zuſammenhänge glaubt, mag ſich hiernach den nicht zu fernen Zeitpunkt errechnen, an dem Tannhäuſer aus dem Venusberg hervorgehen, ſein Stecken neu ergrünen und Heimtaller ſein Schwert, deſſen Name Haupt iſt, wiederfinden ſoll.

„Das iſt nun ſchon lange her," ſo hebt das Märchen an, wohl zweitauſend Jahr, da war da ein reicher Mann, der hatte eine ſchöne fromme Frau, und ſie hatten ſich beide ſehr lieb, hatten aber keine Kinder, ſie wünſchten ſich aber ſehr welche, und die Frau betete ſo viel darum Tag und Nacht, doch ſie bekamen keine. Vor ihrem Hauſe war ein Hof, in dem ſtand ein Machandelbaum, unter dem ſtand die Frau einſt im Winter und ſchälte ſich einen Apfel, und als ſie ſich den Apfel ſo ſchälte, ſo ſchnitt ſie ſich in den Finger und das Blut fiel in den Schnee. „Ach," ſagte die Frau und ſeufzte ſo recht hoch auf, und ſah das Blut vor ſich an, und wurde ſo recht wehmütig, „hätt' ich doch ein Kind, ſo rot wie Blut und ſo weiß wie Schnee." Und als ſie das ſagte, ward ihr ſo recht fröhlich zu Mute: ihr wurde recht, als ſollte das etwas werden. Da ging ſie zu dem Hauſe, und es ging ein Monat hin, der Schnee verging: und zwei Monate, da ward es grün: und drei Monate, da kamen die Blumen aus der Erde: und vier Monate, da drängen ſie ſich als Bäume in das Holz, und die grünen Zweige waren alle ineinander gewachſen: Da ſangen die Vögelchen, daß das ganze Holz ſchallte, und die Blüten fielen von den Bäumen; da war der fünfte Monat weg, und ſie ſtand unter dem Machandelbaum, der

roch ſo ſchön, da ſprang ihr das Herz vor Freuden und ſie fiel auf ihre Knie und konnt' ſich nicht laſſen: und als der ſechſte Monat vorbei war, da wurden die Früchte dick und ſtark, da wurde ſie ganz ſtill: und der ſiebente Monat, da griff ſie nach den Machandelbeeren und aß ſo neidiſch, da wurde ſie traurig und krank: da ging der achte Monat hin und ſie rief ihren Mann und weinte und ſagte: „Wenn ich ſterbe, begrab mich unter dem Machandelbaum.“ Da wurde ſie ganz getroſt und freute ſich, bis der neunte Monat vorbei war, da bekam ſie ein Kind, ſo weiß wie Schnee, ſo rot wie Blut, und als ſie das ſah, da freute ſie ſich ſo, daß ſie ſtarb.“

Dieſen erſten Abſchnitt des Märchens bringe ich in hochdeutſcher Überſetzung wörtlich, weil er grundlegend iſt. Da iſt zunächſt die wichtige Zeitbeſtimmung an 2000 Jahren, die ſonſt in den Märchen nicht vorkommt und ſtreng geſchichtlich zu nehmen iſt. Die vorchriſtliche Zeit der germaniſchen Religion wird damit gekennzeichnet. Zur Zeit der Aufzeichnung der Eddalieder war der tiefere Sinn der Heimtaller-Sage ſchon verblaßt. Nur Bruchſtücke ſind uns erhalten geblieben. Aber dies wenige erlaubt uns doch den Rückſchluß, daß dieſe Göttergeſtalt den gottesebenbildlichen Menſchen bedeutet in ſeiner urſprünglichen vollkommenen Geſtalt, etwa wie der Adam Kadmon der Kabbalah, von dem die Freimaurer ihren Ritter Kadoſch abgeleitet haben. Dieſer Gott, der König (Airikr) und Vater der Menſchen — die die Wala Heimtalls Geſchlecht nennt — ward am Rande der Erde von neun Rieſenmädchen geboren und aus drei Stoffen gebildet, aus Kraft der Erde, kalter Meereswoge und dem Opferblut des Sühne-Ebers (Sonne), alſo aus Erde, Waſſer und Sonnenſtrahlen (Wärme) oder kosmiſch bezogen, aus Erde, Mond und Sonne. Die neun Mütter, die eſoteriſch eine noch ſehr viel tiefere Bedeutung haben, die ſich aus ihren uns überlieferten Namen ableiten läßt, finden wir in dem Märchen in der ſo anſchaulichen Schilderung der neun Monate wieder, die bis zur Geburt des Knaben vergehen. Wer mit dem Runenſyſtem völlig vertraut iſt, findet manche Beziehungen zwiſchen dieſer Naturſchilderung und der religiöſen Bedeutung der Runen. Freilich iſt dieſe Gleichung in dem Märchen nicht mehr ſcharf herausgearbeitet. Das Eſſen der die Frau krank machenden Beeren gehörte dogmatiſch, wenn auch nicht

kalendariſch, ſchon in das ſechſte Zeichen. Denn es ſteht, wie das Eſſen des Apfels durch Adam und Eva mit der Enthauptung (Vertreibung aus dem Paradieſe) in Zuſammenhang. Von den drei Stoffen, aus denen Heimtaller gebildet ward, ſind im Märchen nur zwei übrig geblieben: Blut und Schnee. Freilich liegt die Annahme nah, daß Schnee die kalte Meereswoge (Waſſer) und Erde in einem Bilde zuſammenfaßt.

Das Märchen berichtet dann weiter, wie die Frau unter dem Machandelbaum begraben ward und der Mann nach einer Weile wieder heiratete. Die zweite Frau, die eine Tochter bekam, ward dem Stiefſohn bald gram und behandelte ihn ſchlecht. Als nun ihre Tochter von ihr einen Apfel erhalten hatte und für den Bruder auch einen erbat, ärgerte ſie dies, ſie nahm ihr den Apfel wieder weg und ſagte: „Du ſollſt nicht eher einen haben als dein Bruder“ und tat den Apfel in die Kiſte zurück, die einen großen ſchweren Deckel und ein großes ſcharfes eiſernes Schloß hatte. Wie nun der kleine Junge aus der Schule kam, bot ſie ihm ſelbſt einen Apfel an und hieß ihn ſich ſelber einen ſolchen aus der Kiſte holen. Und als ſich der kleine Junge hineinbückte, da ritt ſie der Böſe, bratſch! ſchlug ſie den Deckel zu, daß der Kopf abflog und unter die roten Äpfel fiel. Da überlief ſie es in der Angſt und ſie dachte: „Könnt ich das von mir bringen!“ Da ſetzte ſie den Leib des Knaben auf einen Stuhl vor die Tür, band den Kopf mit einem weißen Tuch feſt und gab dem toten Knaben einen Apfel in die Hand. Die Schweſter, das Marleenken, ſah den Bruder ſo ſitzen und bat ihn, ihr den Apfel zu geben. Als er nicht antwortete, ward ihr graulich zumute und ſie lief in die Küche, es der Mutter zu erzählen. Die riet ihr, ſie ſolle noch einmal hingehen, und wenn er nicht antworten wolle, ihm eins an die Ohren geben. Wie ſie das tat, rollte der Kopf herunter. Sie weinte und glaubte, ſie hätte dem Bruder den Kopf abgeſchlagen. Die Mutter ſuchte ſie zu beruhigen, hackte den kleinen Jungen in Stücken und kochte ihn in Sauer ein. Dabei fielen Marleenkens Tränen in den Topf und ſie brauchten gar kein Salz.

Wie der Vater heim kam, erzählte ihm die Stiefmutter auf ſeine Fragen, der Junge ſei zu Verwandten über Land gegangen und würde wohl ſechs Wochen bleiben. Wie er nun das inzwiſchen aufgetragene Schwarzſauer an zu eſſen fing, ſchmeckte ihm das ſo gut, daß er ſagte: „Gebt mir mehr,

ihr ſollt nichts davon abhaben, das iſt, als wenn das alles mein wär." Und er aß und aß und die Knochen ſchmiß er alle unter den Tiſch, bis er alles auf hatte. Das Schweſterchen holte ein ſeidenes Tuch, hob all die Knöchlein auf und legte ſie im Tuch unter den Machandelbaum in das grüne Gras. Da ward ihr mit einem Male ſo recht leicht und ſie weinte nicht mehr und der Machandelbaum bewegte die Zweige, als ob er ſich auch freue. Indem ging da ein Nebel von dem Baume und recht in dem Nebel brannte das wie Feuer und aus dem Feuer flog ein ſchöner Vogel heraus, der ſang ſo herrlich und flog hoch in die Luft, und als er weg war, da war der Machandelbaum, wie er vorher geweſen war, und das Tuch mit den Knochen war weg. Marleenken aber ward ſo recht leicht und vergnügt, recht als wenn der Bruder noch lebte. Da ging ſie wieder ganz luſtig in das Haus zu Tiſch und aß.

Wenn in dieſem Abſchnitt die Enthauptung mit dem Apfel in Verbindung gebracht wird, ſo muß wohl in dem verlorenen Teil der Heimtallerſage auch eine ähnliche Beziehung vorgelegen haben. In der Edda verleihen die Äpfel der Iduna den Göttern ewige Jugend und als dieſe von dem Sturmrieſen Thiaſſi, dem Vater der im ſechſten Götterhauſe (6 = sexeus = Kun = Geſchlecht) wohnenden Skadi (Sk = 6) geraubt wird, fangen die Götter an zu altern. Auch hier führt eine geheime Verbindungslinie von den Äpfeln zu dem Geſchlecht und es iſt daher nicht zu vermuten, daß dieſer Märchenzug ſchon chriſtlichen Urſprungs iſt. Freilich handelt es ſich um keinen Sündenfall im bibliſchen Sinne. Schuld iſt nicht der Knabe, ſondern die Stiefmutter. Aber das Sauerkochen iſt ein feiner Zug. Denn ſeit die Menſchheit der überſinnlichen Fähigkeiten beraubt ward, und tief in die Materie mit ihrer Finſternis hineinſteigen mußte, ward das Erdenleben ſchwer und mühſelig. Trotz ſeines heiteren und leichten Temperaments mußte doch ſelbſt Goethe bekennen:

„Und ſo lang du dies nicht haſt,
Dieſes: „Stirb und Werde",
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunklen Erde."

Auch, daß der Vater alles Schwarzſauer allein aufeſſen will, iſt ein tief myſtiſcher Zug.

Nach einer uralten, noch bei Menschenfressern anzutreffenden Vorstellung, verleibt sich der, der einen anderen aufißt, seine geistigen Kräfte ein. Wenn also der Vater, wenn auch unwissend, den Leib seines Sohnes verzehrt, so nimmt er dadurch auch sein geistiges Wesen in sich auf. Darunter kann in diesem Zusammenhang nur verstanden werden, daß diejenigen Kräfte, die dem Menschen durch Heimtallers mystische Enthauptung entzogen worden sind, noch im Schoße der Gottheit verborgen ruhen.

Das Verhältnis des Knaben zum Machandelbaum bedarf noch einiger erklärender Bemerkungen. Dieser Baum, der Mandelbaum, Mimirsbaum (mimameidr) ist die Weltenesche Yggdrasil in der doppelten Bedeutung als Weltenesche und als Menschheitsbaum. Als Weltenesche oder Kosmos steht sie, wie schon der erste Teil der Erzählung zeigt, in engen seelischen Beziehungen zu der echten Mutter des Knaben. Diese — im Mythos die neun Heimtall-Mütter, im Märchen die neun Monate — personifizierten die kosmischen Kräfte, durch deren geistiges Wirken die Menschheit entstanden ist. Als Menschheitsbaum ist sie geradezu gleichbedeutend mit Heimtaller, dem kosmischen Menschen, der deswegen als geköpfter Baumstamm, als Irminsul bezeichnet werden kann, die bekanntlich zu Karls des Großen Zeit das oberste Heiligtum der Sachsen war.

Die Stiefmutter ist ein Bild der materiellen Erdenwelt. Denn durch Abstieg in die Materie hat der Mensch seine Geistnatur eingebüßt, hat Heimtaller sein Haupt verloren. Dadurch wird auch die Natur der Stiefschwester, die dem Bruder so innig zugetan ist, des Marleenchen klar. Der Name Lene wird uns im Märchen vom Fundevogel wieder begegnen. Dort erkläre ich ihn als die Lichtnatur der Menschenseele, zugleich das Runenwissen (Fundr = 15) mit umfassend. Bleibt nur noch die erste Silbe des Namens Mar zu erklären. Sie ist, wie wir beim sechzehnten Märchen sehen werden, das gemeinsame Zeichen der fünfzehnten und sechzehnten Rune. Sie umfaßt Leben und Tod, Meer und Mutterschaft und schließt den ganzen Inhalt des Runensystems (madr als I und als 15/16), das gesamte Dasein als das große Wunder (miraculum) und Mysterium in sich ein. Maria-Lene oder Marlene ist daher die Menschenseele, die zugleich die Seele des ganzen Kosmos in sich begreift.

Verfolgen wir den Gang der Märchenerzählung weiter: „Der Vogel flog weg und setzte sich auf eines Goldschmieds Haus und fing an zu singen:

„Mein Mutter, der mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Mein Schwester, der Marlenichen,
Sucht alle meine Benichen,
Bind't sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Machandelbaum,
Kywitt, kywitt, wat vör'n schöön Vagel bün ik!"

Der Goldschmied wollte das Lied nochmals hören und mußte dem Vogel dafür eine goldene Kette geben.

Dann flog der Vogel zu einem Schuster und bekam von ihm für die Wiederholung des gleichen Liedes ein paar rote Schuhe. Endlich kam der Vogel zu einer Mühle, die ging: „Klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe".

In der Mühle dort saßen zwanzig Mühlenburschen, die hauten einen Stein und hackten: „Hick hack, hick hack, hick hack". Da tat der Vogel sich auf einen Lindenbaum setzen, der vor der Mühle stand und sang das gleiche Lied. Da hörte einer auf, dann zwei, dann vier, dann hackten nur noch acht, dann fünf, dann einer. Als er auch aufhörte und das Lied wiederholt wünschte, forderte und erhielt der Vogel zum Lohn einen Mühlstein, den die zwanzig Mühlenburschen mit Bäumen hochwuchteten, und mit dem der Vogel, seinen Kopf durch das Loch steckend, als wenn es ein Kragen wäre, leicht davonflog. Dabei hatte er in der rechten Klaue die Kette und in der linken den Schuh und so flog er weit weg nach seines Vaters Haus."

Um diesen dritten Teil das Märchens zu ergründen, muß man sich an die Kennworte: goldene Kette, roter Schuh, Mühlstein halten.

Das Gold ist allemal ein Zeichen des goldenen Zeitalters. Die goldene Kette ist gleichbedeutend mit dem Wunderringe Draupnir, von dem in jeder neunten Nacht acht andere tropften und mit jenem Trostwort, das Odin dem toten Baldur ins Ohr sagte. Es ist der Ring der Ringe, der Goldring der Ewigkeit. Diesen Goldring hat Heimtaller durch seine Enthauptung verloren. Ihn gilt es wieder zu finden.

Der rote Schuh, der auch im Aſchenputtelmärchen eine Rolle ſpielt, iſt nur ein anderer Name für die Zahl acht, die eddiſch atmaelis skor oder Schuldſchuh heißt, und wie die achte Rune Not Schuldverſtrickung bedeutet (nodus heißt lateiniſch der Knoten und Schuld iſt der Name der dritten Norne). Dieſe Schuldverſtrickung zu löſen, ſich in ſittlicher Freiheit zur Reinheit hindurchzuringen, das iſt die der Menſchheit geſtellte Aufgabe.

Der Mühlſtein iſt der Mahlſtein oder Gerichtsſtein. Mahlen bedeutet etwas Feſtes (M) zu löſen (L) [umgekehrt Leimen, etwas Loſes feſt machen]. Nachdem wir uns ganz in die Materie verſtrickt hatten, auf dem tiefſten Punkt des Materialismus angelangt waren, iſt es jetzt unſere Aufgabe, den umgekehrten Weg zu gehen, die Welt, die Materie zu vergeiſtigen. Während der Zeit der Materialiſation war es Aufgabe der Überlieferung, die in Liedern (melos) und manchen anderen Malzeichen lebte, die Erinnerung aufrecht zu erhalten. Die Zahl der Müllerburſchen, und dann derer, die noch nicht zuhören, ſind hierfür hochbedeutſam. „Erſt hört einer auf zu hacken," das heißt: zuerſt ging der Glaube an die göttliche Einheit des Weltganzen verloren. Der Menſch ward losgelöſt von dem einen göttlichen Urgrund.

„Dann hörten zwei auf," der Zuſammenhang mit der Urmutter Natur (UR die zweite Rune) ging verloren. „Dann hörten vier auf." Mit dieſer Abtrennung verſiegte die Quelle der geiſtigen Kraft (Od, die Geiſtrune iſt die vierte). „Nun hackten nur noch acht." Eine Weile hielt die Stimme des Gewiſſens, Heimtallers, des Achters Horn, die Moral, die Menſchheit zuſammen. „Nun man noch fünf." Iſt ein Volk nicht mehr innerlich gebunden, ſo kann nur noch die äußere Rechtsordnung (Feme und die fünfte oder Rechit-Rune bedeuten Recht) den völligen Zerfall aufhalten.

„Nun man noch einer," das bedeutet Herrſchaft des nackten Eigennutzes, völlige Anarchie. Die Menſchheit iſt reif zum Gericht. Von dieſem Gericht handelt der Schluß des Märchens:

„In der Stube ſaßen Vater, Mutter und Marleenken bei Tiſch. Dem Vater ward leicht und gut zumute, als ſollte er einen alten Bekannten wiederſehen. Der Mutter ward recht angſt, als wenn ein ſchweres Ge-

witter kommt, die Zähne klapperten ihr und ſie fühlte es wie Feuer in den Adern und riß ihr Leibchen auf, um Luft zu bekommen. Marleenken aber weinte ihr Tuch naß.

Da ſetzte ſich der Vogel auf den Machandelbaum und ſang:

„Mein Mutter, der mich ſchlacht,“

Da hielt ſich die Mutter die Ohren zu und kniff die Augen zu und wollte es nicht ſehen und hören, aber das brauſte ihr in den Ohren, als der allerſtärkſte Sturm und die Augen brannten ihr und zuckten wie Blitze, und ihr war, als bebte das ganze Haus und ſtände in Flammen. Wie nun der Vogel weiter ſang, ging der Vater hinaus, den Vogel dicht bei zu ſehen; da warf im dieſer die goldene Kette um den Hals. Wie nun der Vater wieder in die Stube trat, fiel die Mutter lang hin und wünſchte ſich tauſend Fuder unter der Erde zu liegen, Marleenken aber lief hinaus und bekam von dem Vogel die roten Schuhe geſchenkt und tanzte und ſprang herein. Da ſtand die Frau auf, die Haare ſtanden ihr zu Berge wie Feuerflammen und ſie rief: „Mir iſt, als ſollte die Welt untergehen!“ und ſtürmte hinaus. Da ſchmiß der Vogel den Mühlſtein auf ſie und zerquetſchte ſie. Der Vater und Marleenken hörten das und gingen hinaus. Da ging ein Dampf und Flammen und Feuer auf von der Stätte, und als das vorbei war, da ſtand der kleine Bruder da und nahm die beiden an die Hand und waren alle drei ſo recht vergnügt und gingen in das Haus zu Tiſch und aßen.“

Die Weltuntergangsſtimmung des Märchenſchluſſes iſt ſo deutlich gezeichnet, daß kein Zweifel iſt, daß damit derjenige Inhalt der fünfzehnten Rune wiedergegeben werden ſollte, der in dem eddiſchen Zahlennamen der Fünfzehn fundr ausgedrückt wird. Denn dies heißt Treffen, Schlacht, mutspilli, Muſpilli und bezeichnet die Weltuntergangsſchlacht.

Daß die goldene Kette dem Vater (Odin, dem göttlichen Geiſt) gebührt, iſt nach dem obengeſagten klar. Die roten Schuhe erinnern an jenen Schuh, mit dem Widar, Wotan rächend, dem Wolf die Kiefern ſpaltet. Durch dieſen Schuh wird die Menſchenſeele vom Fluche gelöſt und braucht nicht mehr zu weinen.

Aber die böſe Stiefmutter, die Erdenwelt, wird am Tage des Gerichts (Ragnarök) vernichtet.

Nur dann werden wir in den Sinn dieſes tiefen Märchens eindringen, wenn wir das alles nicht als eine halbverklungene Sage auffaſſen, ſondern als etwas, was uns höchſt reale Tatſachen einer geiſtigen Welt enthüllt, die heute noch ebenſo wahr ſind, wie vor zweitauſend Jahren und ſolange wahr bleiben werden, bis der Starke von oben erſcheint, der allen Streit beendet.

9. Fitchers Vogel

Neun ist bei Römern und Germanen die Sühneopferzahl und die neunte oder Eis-Rune bedeutet den Tod, alles was starr ist und starr macht. Das Runensystem ist von einer erstaunlichen Folgerichtigkeit. Auf die achte oder Schuld-Rune muß notwendigerweise Tod und Sühne folgen. In diese Zahl versetze ich das teils grausige und teils groteske Märchen von Fitchers Vogel, denn es beschäftigt sich mit dem Problem des Todes und zeigt uns, wie man die Todesfurcht überwinden kann.

„Es war einmal ein Hexenmeister, so erzählt das Märchen, der nahm die Gestalt eines armen Mannes an, ging vor die Häuser und bettelte und fing die schönen Mädchen. Kein Mensch wußte, wo er sie hinbrachte, denn sie kamen nie wieder zum Vorschein.

Eines Tages erschien er vor der Tür eines Mannes, der drei schöne Töchter hatte, sah aus wie ein armer schwacher Bettler und trug eine Klötze auf dem Rücken, als wollte er milde Gaben darin sammeln. Er bat um ein bißchen Essen, und als die älteste herauskam und ihm ein Stück Brot reichen wollte, rührte er sie nur an und sie mußte in seine Klötze springen.

Darauf eilte er in einen finsteren Wald zu seinem Haus, das mitten darin stand. In dem Hause war alles prächtig und er gab ihr, was sie nur wünschte. Nach ein paar Tagen übergab er ihr die Hausschlüssel, aber den Zutritt zu einer Kammer, zu der ein kleiner Schlüssel paßte, verbot er ihr bei Lebensstrafe. Auch gab er ihr ein Ei und sprach: „Das Ei verwahre mir sorgfältig und trage es lieber beständig bei dir, denn ginge es verloren, so würde ein großes Unglück daraus entstehen.“

Als er fort war, besah sie alles von oben bis unten; die Stuben glänzten von Gold und Silber und sie meinte, sie hätte nie so große Pracht gesehen. An der verbotenen Tür konnte sie ihrer Neugierde nicht widerstehen und wie sie nur ein wenig den Schlüssel drehte, da sprang die Tür auf. Aber, was erblickte sie, als sie hineintrat? Ein großes blutiges Becken stand in der Mitte, und darin lagen tote zerhauene Menschen; daneben stand ein Holzblock, und ein blinkendes Beil

lag darauf. Sie erſchrak ſo ſehr, daß das Ei, das ſie in der Hand hielt, hineinplumpſte. Sie holte es wieder heraus und wiſchte das Blut ab, aber vergeblich, es kam im Augenblick wieder zum Vorſchein, ſie wiſchte und ſchabte, aber ſie konnte es nicht herunterkriegen. Heimgekehrt, forderte der Mann von ihr Ei und Schlüſſel. Sie reichte es ihm hin, aber ſie zitterte dabei, und er ſah gleich an den roten Flecken, daß ſie in der Blutkammer geweſen war, in die er ſie nun an den Haaren ſchleifte, um ſie dort zu zerſtückeln. Ebenſo erging es der zweiten Schweſter, die der Hexenmeiſter danach holte. Die dritte aber war klüger, ſie verwahrte das Ei erſt ſorgfaltig, bevor ſie das Haus beſah, und als ſie in der Blutkammer die zerſtückelten Glieder ihrer beiden Schweſtern gewahrte, ſuchte ſie ſie zuſammen, und als keins mehr fehlte, fingen ſie an ſich zu regen und die beiden Mädchen waren wieder lebendig.

Der Mann forderte bei ſeiner Ankunft gleich Schlüſſel und Ei, und als er keine Spur von Blut daran entdecken konnte, ſprach er: „Du haſt die Probe beſtanden, du ſollſt meine Braut ſein.“ Er hatte jetzt keine Macht mehr über ſie und mußte tun, was ſie verlangte. „Wohlan,“ antwortete ſie „du ſollſt vorher einen Korb voll Gold meinem Vater und meiner Mutter bringen und es ſelbſt auf deinem Rücken hintragen; derweil will ich die Hochzeit beſtellen.“ Nun ſetzte ſie ihre beiden Schweſtern in den Korb, bedeckte ſie ganz mit Gold und hieß dem Hexenmeiſter, ihn fortzutragen. „Aber, daß du mir unterwegs nicht ſtehen bleibſt und ruhſt! — Ich ſchaue durch mein Fenſterlein und habe acht.“ Und als er auf dem Wege ſich ausruhen wollte, rief gleich eine aus dem Korbe: „Ich ſchaue durch mein Fenſterlein und ſehe, daß du ruhſt — willſt du gleich weiter!“ Da meinte er, die Braut riefe ihm das zu und machte ſich wieder auf.

Daheim aber ordnete die Braut das Hochzeitsfeſt an und ließ die Freunde des Hexenmeiſters dazu einladen. Dann nahm ſie einen Totenkopf mit grinſenden Zähnen, ſetzte ihm einen Schmuck auf und einen Blumenkranz, trug ihn oben vors Bodenloch und ließ ihn da hinausſchauen. Als alles bereit war, ſteckte ſie ſich in ein Faß Honig, ſchnitt das Bett auf und wälzte ſich darin, daß ſie ausſah wie ein wunder-

licher Vogel und kein Menſch ſie erkennen konnte. Da ging ſie zum Haus hinaus und unterwegs begegnete ihr ein Teil der Hochzeitsgäſte, die fragten:

„Du Fitchers Vogel, wo kommſt du her?“ —
„Ich komme von Fitze Fitchers Hauſe her“ —
„Was macht denn da die junge Braut?“
„Hat gekehrt von unten bis oben das Haus
Und guckt zum Bodenloch heraus.“

Die gleiche Antwort gab ſie dem langſam zurückwandernden Bräutigam. Da ſchaute der hinauf und ſah den geputzten Totenkopf; da meinte er, es wäre ſeine Braut, und nickte ihr zu und grüßte ſie freundlich. Wie er aber ſamt ſeinen Gäſten ins Haus gegangen war, da langten die Brüder und Verwandten der Braut an, die zu ihrer Rettung geſendet waren. Sie ſchloſſen alle Türen des Hauſes zu, daß niemand entfliehen konnte, und ſteckten es an, alſo daß der Hexenmeiſter mit ſamt ſeinem Geſindel verbrennen mußte.“

Man beachte zunächſt, daß es weniger auf den Schlüſſel, als darauf ankommt, daß das Ei nicht blutig wird. Denn das Ei iſt, ebenſo wie die neunte, die Is-Rune, ein Bild des Ichs. Wer weiß, daß ſein Ich vom Tode nicht berührt wird, der überwindet die Todesfurcht.

Jeder, der in den Korb (Ker—b = Gefäß des Lebens) hineinſpringt, d. h. geboren wird, iſt dem Tode verfallen. Altdeutſch chrob, lateiniſch corpus, iſt die Leiblichkeit. Was ſterblich an ihm iſt, iſt die aus dem Blute geborene Leiblichkeit. Der ſchnurrig klingende Name Fitcher iſt mit Bedacht gewählt. Es iſt ein Deckname für Blut. Es iſt das, was im Innern, (I) im Verborgenen (T) wirkt (F), die Lebensform oder die Leiblichkeit (cher= Ker= Gefäß).

Was aus dem Blut ſtammt, iſt dem Tode verfallen. Aber wer ſein Ei, das den Keim zu neuer Geburt enthält, ſein Ich, nicht in die Blutkammer mitnimmt, für den hat der Tod ſeinen Schrecken verloren, auch wenn er, neugierig, wie alle drei Schweſtern, die Stunde ſeines Todes erfährt. Nur die beiden älteren Schweſtern, die das Bewußtſein ihrer Unſterblichkeit nicht in ſich tragen, brechen unter dieſem Erlebnis zuſammen. Aber

auch ſie werden durch die beſonnene Hilfe der jüngſten Schweſter, über die der Tod mit ſeinem blutigen Graus die Macht verloren hat, wieder lebendig. Unter Gold verſteckt, dem Sinnbild der Ewigkeit, muß ſie der Hexenmeiſter in ſeinem Geburts-Korb ins Elternhaus tragen. Sie werden wieder geboren. Der Hexenmeiſter darf unterwegs nicht raſten. Der Strom des Blutes, den Fortbeſtand des Lebens verbürgend, fließt unaufhörlich.

Nun folgt der zweite groteske Teil der Geſchichte. Ein gewiſſer Übermut wendet ſich gegen den menſchlichen Totenkult und treibt mit ihm ſeinen Spott. Man weiß aus den ägyptiſchen Ausgrabungen, mit welch feierlichem Ernſt die Menſchen einſt ihre Toten behandelten. Aus der Art, wie die Menſchen mit den Leichen ihrer Führer verfuhren, wie ſie ſie beſtatteten, ihre Grabſtätten zubereiteten, ob ſie ſie einbalſamierten, verweſen ließen, verbrannten, den Vögeln zum Fraß ließen, kann man wichtige Schlüſſe auf ihre Seelenverfaſſung, ihre Jenſeitsvorſtellungen ziehen. Deutlich ſpricht aus unſerem Märchen der Spott über das Ausſchmücken der Totengebeine und die Vorliebe für die Feuerbeſtattung. Wer zur Erkenntnis der Unſterblichkeit ſeines Ichs und die Bedeutungsloſigkeit der Leibesüberreſte gelangt iſt, mag ſich ſchon darüber luſtig machen und ſich zu dem Satze bekennen: „Laß die Toten ihre Toten begraben.“ Aber was mögen der Honig und die Federn und der Ausdruck Vogel beſagen?

Wenn wir zu Weihnachten Honigkuchen backen, ſo hat dies natürlich eine tiefere Bedeutung. Durch fleißige Bienen aus Blütenſtaub geſammelt, iſt der Honig, dem Heilkraft für Hals- und Darmleiden inne wohnt, mit ſeiner goldgelben Farbe ein Abbild der Sonnenkraft. Der Name beſtätigt es. Denn die Hohe iſt die Sonne und nig iſt neu. Honig iſt ein Abbild der Neugeburt der Sonne, die ſich zur Weihnachtszeit (Julfeſtzeit) vollzieht. Aus der Kraft der Sonne, geiſtig verſtanden, wird die Seele wiedergeboren. Die Feder (Fe — dr = Schaffenskraft), iſt nach der Grundbedeutung der erſten und dritten Rune genau ſo ein Bild der Geiſteskraft, wie ſie dieſen Begriff in den ägyptiſchen Hieroglyphen darſtellt. Der Vogel endlich iſt, wie wir ſchon im Märchen vom Machandelbaum ſehen konnten, allemal ein Abbild der Seele. Goethe

hat im Oſterſpaziergang des Fauſt dieſer Empfindung wundervollen Ausdruck verliehen:

„Doch iſt es jedem eingeboren,
daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
wenn über ihm im blauen Raum verloren,
ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt;
wenn über ſchroffen Fichtenhöhen
der Adler ausgebreitet ſchwebt
und über Flächen über Seen
der Kranich nach der Heimat ſtrebt."

Fitchers Vogel iſt die von der Leiblichkeit befreite, in Sonnen- und Geiſteskraft der geiſtigen Heimat zuſtrebende Seele.

λ 10. Das Märchen vom Aſchenputtel

Dem Zeichen des Todes Is folgt im Runen-Futhark das Zeichen des Gerichts AR, wie der Totenmutter Freya im neunten Götterhauſe der Totenrichter Forſete im zehnten Götterhauſe Glitnir. Das Wort ASK bedeutet als Eſche einen Anfang und als Aſche ein Ende. So vollzieht ſich an Aſchenputtel und ihren Schweſtern ein Gericht. Die eine wird aus der Niedrigkeit zu königlicher Würde erhöht, die anderen, die Blut im Schuck (Schuh) haben, werden durch das weiße Taubenpaar, die ihnen die Augen auspicken, für ihre Bosheit und Falſchheit auf ihr Lebtag geſtraft. In zwei Verſen liegt der ganze Sinn dieſes Märchens beſchloſſen:

„Die guten ins Töpfchen,
Die ſchlechten ins Kröpfchen."

Die Guten, die der Königsſohn zur Braut ſich erkoren, dürfen teilhaben am Wirken und Schaffen (PF) in der verborgenen (T) geiſtigen Welt, die Schlechten, die nicht hierzu taugen, werden verzehrt und vernichtet, um umgeformt zu werden in neuer Leiblichkeit (Kropf = chrob = corpus Leib).

Dieſes Märchen iſt ſo allbekannt, daß ich mich auf Darſtellung ſeiner weſentlichſten Züge beſchränken kann.

„Einem Kaufmann ſtarb ſeine Frau unter Hinterlaſſung einer Tochter. Seine zweite Frau, die er bald darauf heiratete, und ihre beide Töchter aus erſter Ehe waren ſchön und weiß von Angeſicht, aber garſtig und ſchwarz von Herzen. Sie ließen die Stiefſchweſter alle ſchwere und ſchmutzige Arbeit im Hauſe verrichten, verhöhnten ſie und ließen ſie in der Aſche neben dem Herd ſchlafen. Davon bekam ſie den Namen Aſchenputtel. In ihrer Beſcheidenheit bat ſie den Vater, während die Schweſtern ſchöne Kleider, Perlen und Edelſteine begehrten, ihr von einer Reiſe zur Meſſe, das erſte Reis mitzubringen, das ihm auf dem Heimwege an den Hute ſtreife. Dies nahm ſie — es war ein Haſelreis — und pflanzte es auf ihrer Mutter Grab. Es wuchs und ward ein ſchöner Baum. Alle Tage ging ſie dreimal darunter, weinte und betete, und allemal kam ein weißes Vöglein auf den Baum, und wenn es einen Wunſch ausſprach, ſo warf es das herab, was es ſich gewünſcht hatte.

Als nun der König ein Fest gab und alle schönen Jungfrauen im Lande einlud, damit sein Sohn sich eine Braut aussuchen möchte, bat Aschenputtel die Stiefmutter, auch hingehen zu dürfen. Diese erlaubte es ihr endlich, wenn sie die in die Asche geschütteten Linsen in zwei Stunden wieder auslesen würde. Das Mädchen ging durch die Hintertür nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all' ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen.

Da kamen die Vöglein und halfen ihr. Aber die Stiefmutter erlaubte es ihr noch nicht, sondern verlangte von ihr zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde rein aus der Asche zu lesen. Auch dies vollbrachte sie mit Hilfe der Vögel in einer halben Stunde. Aber wiederum sprach die Stiefmutter: „Es hilft dir alles nichts, du kannst nicht mit, denn du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen; wir müßten uns deiner schämen." Darauf kehrte sie ihr den Rücken zu und eilte mit ihren zwei stolzen Töchtern fort.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter dem Haselbaum und rief:

„Bäumchen, rüttle dich und schüttel' dich,
wirf Gold und Silber über mich!"

Da warf ihm der Vogel ein gold- und silbern Kleid herunter und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln.

In aller Eile zog es das Kleid an und ging zur Hochzeit. Sie sah so schön aus, daß ihre Angehörigen sie nicht erkannten und der Königssohn nur mit ihr tanzen wollte. Als es Abend war und sie nach Hause wollte, begehrte der Königssohn, sie zu begleiten, um zu wissen, wo sie wohne. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn bis der Vater kam und ihm sagte, das fremde Mädchen sei in das Taubenhaus gesprungen. Der Alte dachte: „Sollte es Aschenputtel sein?" und sie mußten ihm Axt und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzwei schlagen konnte, aber es war niemand darin. Und als sie in das Haus kamen, lag Aschenputtel, das inzwischen die schönen Kleider dem Vogel zum Haselbaum zurückgebracht hatte, in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche.

Am zweiten Tag bekam Aſchenputtel vom Vogel ein noch viel ſtolzeres Kleid und dasſelbe wiederholte ſich noch einmal, nur, daß diesmal das Mädchen ſich in einem großen Birnbaum verbarg. Am dritten Tag warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war ſo glänzend und prächtig, wie ſie noch keins gehabt und die Pantoffeln waren ganz golden.

Der Königsſohn hatte eine Liſt gebraucht, um ſie an dieſem Abend zu erwiſchen. Er hatte die ganze Treppe mit Pech beſtreichen laſſen: da war, als es hinabſprang, der linke Pantoffel des Mädchens hängen geblieben. Der Königsſohn hob ihn auf, und er war klein und zierlich und ganz golden. Am nächſten Morgen ging er damit zu dem Mann und ſagte zu ihm: „Keine andere ſoll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß der goldene Schuh paßt.“

Da hackten ſich die ſtolzen Schweſtern, damit ihnen der Schuh paßte, zuerſt die eine die Zehe ab, ſodann die andere ein Stück von der Ferſe. Aber als der Königsſohn ſie, erſt die eine und danach die andere auf ſein Roß nahm und ſie am Grabe vorbeiritten, da ſaßen die zwei Täubchen auf dem Haſelbäumchen und riefen jedesmal:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut iſt im Schuck (Schuh);
Der Schuck iſt zu klein,
Die rechte Braut iſt noch daheim.“

Da kehrte er wieder um und ließ ſich die dritte Tochter rufen, der paßte der Pantoffel wie angegoſſen. Als es ſich vom Anziehen des Schuhes wieder aufrichtete, und der König ihr ins Geſicht ſah, ſo erkannte er das ſchöne Mädchen, das mit ihm getanzt hatte, und rief: „Das iſt die rechte Braut!“ Wie er nun mit ihr an dem Grabe vorbeiritt, riefen die zwei weißen Täubchen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Kein Blut im Schuck;
Der Schuck iſt nicht zu klein,
Die rechte Braut, die führt er heim.“

Und als ſie das gerufen hatten, kamen ſie beide herabgeflogen und ſetzten ſich dem Aſchenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da ſitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und teil an seinem Glück nehmen. Als die Brautleute nun zur Kirche gingen, war die älteste zur rechten und die jüngste zur linken Seite; da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus; hernach als sie herausgingen, war die älteste zur linken und die jüngste zur rechten; da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft."

Dieser Schlußsatz stellt in Verbindung mit dem eingangs Gesagten den Sinn des Märchens ohne weiteres klar. Es handelt sich um das Gericht, das sich an der Seele nach dem Tode im Hause Glitnir — dem zehnten der Edda — des Forsete, des Vorsitzers, des besten aller Richter vollzieht. Er ist gerecht und unfehlbar, denn er ist des strahlenden, sonnigen Baldurs oder Phol, wie ihn die Merseburger Heilsprüche nennen, Bruder. Deshalb ist auch sein Zeichen, die zehnte oder AR-Rune, ein Sonnenzeichen. Denn nach dem deutschen Sprichwort bringt die Sonne alles an den Tag, alle Heimlichkeit sowohl des reinen wie des boshaften Herzens. Deshalb hat auch sein Haus Glitnir die doppelte Bedeutung des Glitzernden, Glänzenden und des Gleitenden. Die einen führt er zu Glanz und Glück, die anderen läßt er abwärts gleiten und straft sie mit Blindheit.

Aus dem Adler, dem Zeichen der AR-Rune, sind im Märchen die beiden weißen Tauben geworden, die die Falschheit der beiden Schwestern offenbaren und strafen. Die Taube bedeutet, runisch gedeutet, verborgenes (T) Leben (B). Die Seele erwacht mit dem Tode zu vollem Bewußtsein, erschaut sich selber wie in einem Spiegel und muß sich selber richten. Denn weiß ist das Kennwort für Wissen. Aber Aschenputtel macht es dem Königssohn gar nicht so leicht, sie heimzuführen. Zweimal entwischt sie ihm. Das eine Mal flüchtet sie in das Taubenhaus, das zweite Mal auf den großen Birnbaum, an dem viele Birnen hängen. Das Taubenhaus ist natürlich das Reich der Seele, das Jenseits. Der Birnbaum ist das Haus der Geburt (Bar), der Wiedergeburt in das Erdendasein. Im Wechsel von Erdenleben, Tod und Wiedergeburt entfaltet sie erst die Kräfte, die sie reif machen zur Königsbraut. Endlich wendet der Königssohn eine List an, er läßt die Treppe mit Pech bestreichen. Was Pech ist,

wiſſen wir ſchon aus dem zweiten Märchen. Erſt im Leiden offenbart ſich echte Seelenſchönheit. Da bleibt der Schuh kleben. Iſt Blut im Schuh, ſo iſt er der Schuldſchuh. Der goldene Schuh, die Erlangung der goldenen Unſchuld des goldenen Zeitalters, paßt nur der Königsbraut. Die Schweſtern verſuchen das Paſſen des Goldſchuhs vorzutäuſchen; die eine haut ſich die Zehe, die andere die Ferſe ab. Das Abhauen der Zehe, die ein Bild der zwei iſt, wie uns das eddiſche Zahlwort ta für zwei offenbart, bedeutet die äußere Werkgerechtigkeit, von der das Herz nichts weiß. Das Abhauen der Ferſe bedeutet die heuchleriſche Betäubung des eigenen Gewiſſens. Denn die Ferſe iſt jener Fußteil, in die der Skorpion, der Ferſenſtecher ſticht, das böſe Gewiſſen. Nun müſſen wir noch wiſſen, was der Haſelbaum und die Aſche eigentlich bedeuten, aus der die Linſen aufgeleſen werden. Im Rotkäppchenmärchen haben uns die Haſelnußhecken, das Zeichen des Heilgeheges (Hag-sel), der Thingſtätte zur rechten Deutung geleitet. Auch hier beſtatigt dieſes Kennwort, daß es ſich um ein Gericht, das Seelengericht, das Seelenheil handelt.

Die Aſche bedeutet, wie ich ſchon anfangs ſagte, Entſtehen und Wiedervergehen. Durch Tod und Geburt muß die Seele hindurch, wenn ſie ſich läutern will. Dies wird auch durch das Kennwort Linſe klar. Runiſch iſt L das Licht, N das Waſſer, die Flut und S die Sonne, das Heil, das Sonnenheil. Man kann daher Linſe gradezu mit Seelen-Licht-Natur überſetzen, die durch das Waſſer der Not hindurch muß, um gereinigt zu werden. Als die Germanen von der Totenbeſtattung zur Leichen-Verbrennung übergingen, da erfolgte das wohl ſicher nicht aus praktiſchen Erwägungen heraus, ſondern aus einer Umgeſtaltung der religiöſen Vorſtellungen, mag man nun dem Feuer eine beſondere reinigende Kraft zugeſchrieben haben oder geglaubt haben, der Seele dadurch den Übergang in das Lichtreich zu erleichtern, und hilfsbereiten Seelen ihre mitwirkende Hilfe. Jedenfalls iſt dieſer Übergang das Zeichen einer Vergeiſtigung der Jenſeits-Vorſtellung.

Der Name Aſchenputtel ſelber oder Aſchentöpfchen muß ja noch heute in uns die Vorſtellung jener Aſchenurne erwecken, die mit der Feuerbeſtattung in Gebrauch kam. In ſolch alte Zeiten führt uns dies wundervolle Märchen zurück.

§ 11. Hänſel und Gretel

Wer in dem ſchönen Märchen von der böſen Hexe, die in ihr Pfefferkuchenhäuſel die kleinen Kinder anlockt, um ſie für ſich zu mäſten und dann zu verſpeiſen, nur ein Beiſpiel für die Verteufelung der germaniſchen Gottesvorſtellungen durch die Kirche ſehen oder gar die nüchterne Kinderſtubenmoral: „Naſcht lieber nicht!“ herausleſen wollte, der wäre auf dem Holzwege. Zwar iſt es richtig, daß der Name aus Hagd.se = Haingöttin entſtanden iſt und wohl auch ein Beiname der Prieſterinnen der Freya-Niorun, der Vanadis-Tanfana oder anderer Göttinnen geweſen iſt, und daß deshalb der Märchengeſtalter die gruſelige Hexenvorſtellung als Beſtandteil der Volksvorſtellungen vorfand. Wie er es aber verſtanden hat, trotz dieſes bösartigen Charakters, den religiöſe Unduldſamkeit der Totenmutter gegeben hatte, etwas von dem tieferen Sinn der vorchriſtlichen Jenſeits-Vorſtellungen hineinzugeheimniſſen, iſt wahrhaft bewundernswert. Freilich iſt es ihm nicht leicht geworden, und ſchwer iſt es, dieſen verborgenen Sinn zu ergreifen, ebenſo ſchwer, wie mit bloßen Händen eine Maus zu fangen. Denn Mäuſe fängt man mit einer Falle; und will die Totenmutter ihre Mäuslein in die Falle bekommen, ſo muß ſie ſie ſchon mit allerhand leckeren Sachen anlocken. Auf dieſe Zuſammenhänge hat der Märchendichter ſelber hingewieſen durch den letzten Pinſelſtrich, den er ſcheinbar zuſammenhangslos ſeinem lebensvollen Gemälde wie ein Schlaglicht aufſetzte:

„Mein Märchen iſt aus,
Da läuft eine Maus.
Wer ſie fängt, darf ſich eine große, große
Pelzkappe daraus machen.“

Wir müſſen alſo, wollen wir dies Mäuschen, den tieferen Sinn begreifen, ergreifen, auf gewiſſe unſcheinbare Kleinigkeiten gut acht geben.

„Vor einem großen Walde wohnten, ſo erzählt das Märchen, ein armer Holzhacker, der, als große Teuerung ins Land kam, auf Anſtiften ſeiner Frau, der Stiefmutter der Kleinen, ſeine beiden Kinder, Hänſel und Gretel auszuſetzen beſchloß. Der Knabe aber war ein heller Burſche und vereitelte das erſte Mal das Vorhaben, indem er durch Ausſtreuen weißer Kieſelſteine

die er ſich abends vorher heimlich aufgeleſen, den Heimweg kennzeichnete. Dabei mußte er ſich immer umſchauen und auf die Ermahnung des Vaters nicht zurückzubleiben, ſagte er: „Ach Vater, ich ſehe nach meinem weißen Kätzchen, das ſitzt oben auf dem Dach und will mir Ade ſagen.“ Die Frau ſprach: „Narr, das iſt dein Kätzchen nicht, das iſt die Morgenſonne, die auf den Schornſtein ſcheint.“ Im Walde ſchliefen ſie denn auch richtig ein und erſt in der Nacht bei Mondſchein fanden ſie den Rückweg.

Nicht lange darnach war wieder Not in allen Ecken und wieder ſollten ſie ausgeſetzt werden. Diesmal waren es Broſamen, die Hänſel auf den Weg ſtreute und nach ſeiner Taube auf dem Dache, gab er vor, ſich umzuſchauen. Aber diesmal fanden ſie den Heimweg nicht, denn die viel tauſend Vögel, die im Walde und im Felde umherfliegen, die hatten das Brot weggepickt.

Am Mittag des dritten Tages ſahen ſie ein ſchönes ſchneeweißes Vöglein auf einem Aſt ſitzen, das ſang ſo ſchön, daß ſie ſtehen blieben und ihm zuhörten. Dann ſchwang es ſeine Flügel und flog vor ihnen her, und ſie gingen ihm nach, bis ſie zu einem Häuschen gelangten, auf deſſen Dach es ſich ſetzte, und als ſie ganz nahe gekommen, ſo ſahen ſie, daß das Häuslein ganz aus Brot gebaut war und mit Kuchen gedeckt; aber die Fenſter waren von hellem Zucker. Als nun Hänſel ſich ein wenig vom Dach abbrach, um es zu verſuchen und Gretel an den Scheiben knupperte, rief eine feine Stimme aus der Stube:

„Knupper, knupper, kneischen,
Wer knuppert an meinem Häuschen?“

Die Kinder antworteten:

„Der Wind, der Wind,
Das himmliſche Kind,“

und aßen weiter, bis die Alte, die eine böſe Hexe war, herauskam, ſie ins Haus führte und ſie dort freundlich bewirtete mit Milch, Pfannkuchen mit Zucker, Äpfel und Nüſſen. Am andern Morgen aber ſperrte ſie Hänſel in einen Stall, um ihn zu mäſten. Er bekam das beſte Eſſen, aber Gretel bekam nichts als Krebsſchalen. Jeden Morgen mußte er ſeine Finger herausſtecken, damit die Alte, die rote Augen hatte und nicht weit ſehen konnte, fühlte, ob er fett würde. Er aber ſteckte ihr ein Knöchlein heraus. Nach vier Wochen ward ſie ungeduldig und beſchloß, Hänſel zu ſchlachten und zu kochen, er möge nun fett oder mager ſein. Vorher hatte ſie den

Backofen angeheizt und forderte Grete auf, hineinzukriechen, um nachzusehen, ob recht eingeheizt sei. Wenn Gretel darin war, sollte sie gebraten und danach aufgegessen werden. Gretel stellte sich ungeschickt, die Hexe wollte es ihr vormachen, da bekam sie von Gretel einen Stoß, daß sie weit hineinfuhr und elendiglich verbrennen mußte. Denn Gretel hatte die eiserne Tür schnell zugemacht und den Riegel vorgeschoben. Schnell befreite sie den Bruder. Die Kinder füllten sich Taschen und Schürze mit Perlen und Edelsteinen, die sie im Hause fanden, und machten sich auf den Heimweg. Nach ein paar Stunden kamen sie an ein großes Wasser ohne Steg und Brücke und ohne ein Schiffchen, das sie übersetzen konnte. Nur eine weiße Ente schwamm darauf. Da rief Gretel:

„Entchen, Entchen,
Da steht Gretel und Hänsel.
Kein Steg und keine Brücken,
Nimm uns auf deinen weißen Rücken."

Das Entchen kam heran und brachte jedes Kind einzeln hinüber. So kamen sie glücklich mit ihren Schätzen nach Hause. Da hatte alle Sorge ein Ende und sie lebten in lauter Freude zusammen."

Ehe wir uns der Deutung des Märchens zuwenden, müssen wir uns ein wenig mit der elften Rune Sal, Sol, Sig und der Zahl Elf (einlif engl. end-leofan d. h. ein Leben, oder Geistleben) beschäftigen. Denn elf ist die Seelenzahl und die Sol oder Sonne, die von dem St. Gallener A B C die endi-sol oder Geistersonne genannt wird, ist das Licht im Geisterreich. Damit deckt sich völlig der eddische Name der elf aerir, was Boten, Engel, Dämonen bedeutet und mit den deutschen Elfen übereinstimmt, und andererseits mit den Sol Kötlu synir oder Sonnenhallensöhnen des allerdings schon christlich eingestellten. Solarljods d. h. den in das ragnaröckische Schlachtgefild ausziehenden Einheren. Diesen gilt die Frage Odins an Wafthrudner.

Sage du das elfte,
da du die Tiwenrechnung
vollständig, Wafthrudner, kennst:
Was treiben die Einheren
beim Herenvater
bis zum Ragnaraufen?

Und die Antwort lautet, daß ſie dort ihr kampffreudiges Leben fortſetzen und dann verſöhnt beiſammen ſitzen. Das Mahl bereitet ihnen der Koch And hrimnir im Keſſel Eld-hrimnir vom Fleiſche des Ebers Soe-hrimnir. So ſind Wind=And, Feuer=Eld und Waſſer=Soe die Elemente der Einheren. Den Met ſpendet ihnen die Geiß Heidrun, die ſich vom Laube Laerâdhr der Weltenеſche nährt. Die Menſchen ſind das Laub dieſer Eſche. Spuren dieſer Vorſtellungen haben ſich in die Trinkgebräuche unſerer Tage verirrt. Denn wenn der Studentenwitz als Inhalt des § 11 angibt: „Es wird weiter getrunken," ſo liegt hierin ein letzter Nachklang des trinkfrohen Daſeins der Einheren im Elfen= oder Geiſterreich. In einem Kindermärchen konnte nun von Trinken und Zechen natürlich nicht die Rede ſein, ſo wurde es erſetzt durch die Vorſtellung von Kuchen und Zucker, die allen kindlichen Leckermäulern das Waſſer in dem Munde zuſammenlaufen läßt. Dadurch wird auch klar, was die Pfefferkuchenhexe eigentlich iſt. Es iſt die Grabdiſe, die die ſich ſelbſt anleibende Brünhild mit den Worten empfängt:

Skaltu i gögnum	Du ſollteſt
ganga eigi	nicht wandern
grioti studda	die berggeſtützten
garda mina;	Höllhöfe mein

Mit dem grioti hängt unſer deutſches Grat und Grotte zuſammen. Da haben wir ja den Anklang an Grete! Und Hänſel? Der erinnert an Hönir's Saal, von dem der deutſche Freund Hain abſtammt. Denn Hönir iſt der zweite Gott, der andre Aſe, der germaniſchen Dreieinigkeit, der beim Friedensſchluß zwiſchen Aſen und Vanen den Vanen vergeiſelt wird, ins Totenreich hinab muß, aus dem er erſt nach Ragnaröck, zuſammen mit den weiſen Vanen wiederkehrt.

Daß dem ſo iſt, das hat der Märchendichter durch zwei kleine Züge angedeutet. Der Weg zum Hexenhaus wird den Kindern durch ein weißes Vöglein gezeigt. Der Vogel iſt im Märchen immer ein Sinnbild der Seele und die weiße Farbe bekundet unzweideutig, daß er ein guter, freundlicher und lichter Führer iſt. Und den Rückweg zum irdiſchen Daſein ermöglicht ihnen eine ebenfalls weiße Ente. Ant oder Ent bedeutet aber

Wind (πνευμα) und Geiſt. Ins Leben zurück bringen die Kinder Perlen und Edelſteine, die ſie im Hexenhauſe, dem geiſtigen Daſein finden. Aber als ſie an den Strom kommen, der das Jenſeits vom Diesſeits trennt, da müſſen ſie einzeln überſetzen. Denn den Geburtsweg muß jeder für ſich gehen.

Was hat der Backofen für eine Bewandtnis? Wir haben ihn ſchon im Märchen von der Frau Holle kennen gelernt. Dort rufen die Brote: „Zieht uns raus, wir ſind längſt ausgebacken.“ Brot heißt nämlich nach dem Runenſchlüſſel Bar-od, Geburt des Geiſtes und umgekehrt Od-bar, Adebar, Storch. Ausgebacken ſein heißt alſo: reif ſein zur Wiedergeburt. Wenn die Totenmutter Gretel in den Backofen ſchieben will, ſo heißt das: ſie will ſie wieder geburtsreif machen. Und wenn Hänſel in einen Stall zur Einzelhaft eingeſperrt wird, ſo klingt darin noch jene von den alten Geheimlehren verkündete Tatſache nach, daß die Seele, bevor ſie mit der geiſtigen Welt in nähere Berührung tritt, einen Zuſtand der Selbſtbeſinnung durchmachen muß. So ſtimmt alles wunderbar zuſammen.

Doch in dem Märchen finden ſich noch eine Reihe anderer Kennworte, die auf eine andere Gedankenkette hinweiſen, der wir näher kommen, wenn wir die einheriſche Vorſtellungswelt weiter ausbauen. Ihre Elemente Luft, Feuer, Waſſer lernten wir ſchon kennen. Die Einheren ſind auserwählte Helden, die Wotan aus dem Schlachtgetümmel durch die Walküren zu ſich entführen läßt, damit ſie ihm bei der Entſcheidungsſchlacht mit dem Fenris-Wolf helfen. Sie müſſen unter den Sinnbildern des Adlers und des Wolfes hindurch, die an Walhalls Weſttor hangen, d. h. ſie müſſen von idealem Streben erfüllt und durch Leiden zu tieferem Wiſſen gelangt ſein. Es ſind die echten Führer der Menſchheit. Und ſo enthält auch dieſes wunderbare Märchen einiges über die Vorausſetzungen, die jemand erfüllen muß, ehe er gewürdigt wird, Menſchheitsführer zu werden.

Hänſel tritt uns von Anfang an als unverzagt und umſichtig entgegen. Er tröſtet ſein Schweſterchen und gibt an, was in jeder Lage zu machen ſei. Dies iſt die zweite Bedeutung ſeines Namens: Er iſt der Huno, Hüne oder Führer der Huntſchaft, der die Seinen zur Sälde, zum Heil leitet. Er hat Liebe zur Heimat und zu dem Getier im Elternhauſe. Um

den Heimweg zu finden, ſtreut er weiße Kieſelſteine aus. Dies bedeutet, daß er bewußt feſthält an den ererbten Ehrfurchtsformen, das Licht (El) erkieſt (Kies), das das Steingehege des Heiligtums vermittelt. Alle großen Deutſchen, ein Bismarck, ein Hindenburg, ein Kaiſer Wilhelm I. waren tief religiös und ſelbſt der Freigeiſt Friedrich der Große wußte die religiöſe Überzeugung der anderen zu achten, wie Leuthen beweiſt. Bei dem zweiten Gang in den Wald ſtreut er Brot aus, das wir oben ſchon als Deckwort für geiſtige Geburt kennen lernten. Dieſe Stufe der geiſtigen Entwicklung, die über den Rahmen eines beſtimmten Bekenntniſſes hinauswächſt und ſich doch dem göttlichen Geiſte, der das All durchweht, tief verbunden fühlt, wird durch den Namen Goethe am kürzeſten gekennzeichnet. Zur erſten Stufe gehört die Katze (KT = verborgenes ergreifen), das im dunkeln ſchauende Nachttier, denn dieſe Art Frömmigkeit wurzelt im Unbewußten, im Blute, im Gefühl. Zur zweiten Stufe gehört die Taube (TB = verborgenes Leben), als Sinnbild der mit den Kräften der Perſönlichkeit (Bar) in das geiſtige Reich ſich erhebenden Erkennens.

Der Mondſchein erleichtert das erſtemal die Heimkehr. Der Mond iſt ein Bild des MANU, oder Menſchheitsführers, der den Zuſammenhang mit der geiſtigen Welt aufrecht erhält.

Die weiteren Kennworte Knupper (KN) und Kuchen weiſen auf die Blutzuſammenhänge hin. Denn niemand wird Führer, in deſſen Geſchlecht (KN, GN) ſich nicht gewiſſe Eigenſchaften durch Ausleſe und Steigerung vorbereitet haben. Daher iſt es auch Hänſel, der ſich über den Kuchen hermacht, aus dem das Dach beſteht. Selbſt die Speiſen, die den Kindern gereicht werden, laſſen eine gewiſſe Beziehung zu Bedingungen der Führerſchaft nicht vermiſſen: Milch (ML-K = mal-Kun) erzählt von treuem Feſthalten an der Überlieferung, Pfannkuchen (Fan-kuk) von bewußter Ausleſe, Zucker (S-K-R) von dem Heil, das in der Pflege des Sippenrechts liegt, Äpfel (afel = Lebenskraft) von rechter Leibesübung, Nüſſe (NS = neues Heil) von der Anpaſſung an die ſich ſtändig verändernden Lebensbedingungen. Selbſt in dem Schlußwort des Märchens, von dem ich ausging, klingt dieſes zweite Leitmotiv des Märchens noch durch. Denn zu der großen, großen Pelzkappe gehört auch ein großer Kopf, mit großer Gehirn-Kapazität würde man heute ſagen, und eine Pelzmütze war doch in jenen Zeiten, in denen

das Märchen entſtand, faſt ſchon ein Standesabzeichen für Reichtum und Vornehmheit, während der gemeine Mann ſich mit einem Filzhut behelfen mußte.

So ſtimmt denn alles vorzüglich zuſammen. Und wenn unſer deutſches Volk die rechte Einſicht in die geiſtige Welt wieder gewinnt, in das Elfenreich, dann werden ihm auch die Führer nicht fehlen, die es zu Heil und Sieg leiten. Von all dieſem handelt, wie die elfte Rune, ſo auch das Märchen von Hänſel und Gretel.



Sneewittchen

↑ 12. Sneewittchen

An die zwölfte Stelle in die Tyr-Rune gehört als echtes Auferstehungsmärchen Sneewittchen. Denn auch die Tyr-Rune handelt von der Auferstehung, wie jene Verse aus dem Havamal beweisen:

Ein zwölftes hab' ich, hängt am Baum
droben einer erdrosselt;
ritz' ich es dann mit Runen ein,
herab steigt der Mann und redet mit mir.

Deshalb ist auch das Buchstabenzeichen T jenes Galgenholz, an dem Hanga-Tyr, der hängende Gott, also Odin selber, neun ewige Nächte lang hängt. Der eddische Name der Zwölf ist töglod, Geheimnis, um anzudeuten, daß die Auferstehung von den Toten den wesentlichen Inhalt der urarischen Geheimlehre ausmacht. Deshalb heißt auch der zwölfte Gott, der in Landvidi, dem Wende- und immergrünen Weidelande wohnt, Widar, der Rächer Wotans am Wolf, der schweigsame Ase tögl-as und bei den Sachsen tegaton. In sein Weichbild ließ sich der im Treffen zu Notteln schwer verwundete Sachse Liutpert tragen, um in der Gewißheit der Auferstehung zu sterben. Aber es gibt nach dieser Lehre zwei Auferstehungen, die eine im geistigen Dasein, deren Zeichen die elfte Rune Sol und die Elfzahl sind und die andere, die erst nach Ragnarök, dem Weltwendetage kommt, im Zeichen der zwölften Rune Tyr und der Zwölfzahl. So offenbar liegen die Goldkörner dieser Erkenntnis noch in der deutschen Sprache zutage, aber niemand hebt sie auf. Niemand denkt darüber nach, weshalb der Deutsche nicht einzehn und zweizehn weiter zählt, sondern elf (einlif) und zwölf (tuleif, das zweite oder andere Leben).

Deshalb muß auch Sneewittchen im Gegensatz zur Gänsemagd schwarze Haare haben. Denn schwarz ist die dunkle Farbe des Geheimnisses. Aber daneben ist Sneewittchen auch das Märchen der drei Versuchungen. Es erklärt, auf welche Weise der Mensch, die Menschheit dem Tode, dem Dunkel verfallen ist, das Bewußtsein seiner, ihrer Unsterblichkeit verloren hat. Im Gegensatz zum Gänsemädchen schimmert bei Sneewittchen der naturmytische Kern noch durch.

Was tut die Natur, wenn sie die Lebenskeime über die böse Schnee- und Winterszeit herüberretten will in hellere wärmere Tage? Sie um-

gibt den Keim, die Nuß mit einer harten Schale. Sie ſchließt ihn in einen gläſernen Sarg ein. Genau ſo ergeht es auch geiſtigen Strömungen. Sie bilden ſich eine Formen- und Formelſprache heraus, durch die höchſte geiſtige Werte auch von Unverſtändigen und Unmündigen weitergegeben werden können, bis ein Geſchlecht heranwächſt, in dem die Keime ſich zur neuen Blüte entfalten mögen. Ein treffliches Beiſpiel hierfür bilden die deutſchen Märchen ſelber. Damit iſt ſchon eine Bedeutung des Sneewittchen-Motivs vom Glasſarge enthüllt. Sneewittchen birgt das Wiſſen von der Sonnennot der Seele (SN). Sneewittchen hat ſchwarze Haare, ſchwarz wie Ebenholz, das Gänſemädchen goldene. Der Unterſchied iſt natürlich nicht raſſenmäßig realiſtiſch, ſondern ſinnbildlich zu verſtehen. Das Ebenholz = Ewen-Holz iſt das Stichwort. Nach der Weltalterslehre der Urreligion folgt dem goldenen Zeitalter das ſilberne, kupferne und eiſerne. In dieſem, dem Kali-yoga der Inder, befinden wir uns jetzt. Sind ſie abgelaufen nach 432000 Jahren — dieſe Zahl iſt Indien, Perſien und der Edda gemeinſam — ſo ſoll ihnen das hölzerne Zeitalter folgen. Von dieſem ſingt die Edda: In Widars waldigem Wohnland wächſt hohes Gras und Grün.

Die ſonſtigen Farben Sneewittchens, auch die drei roten Blutstropfen, hat es mit dem Gänſemädchen gemeinſam. Der Unterſchied in der Haarfarbe zeigt deutlich, daß das Thema hier ein anderes iſt. Nicht auf die Bewahrung des göttlichen Urſprungs (Gold) kommt es an, ſondern auf die Wiedererweckung zu jenem zweiten Leben, von dem unſere Zahl Zwölf für Wiſſende eindringlich genug zu berichten weiß. Wie im Gänſemagdmärchen die ungetreue Magd, ſo iſt bei Sneewittchen die ſtolze, eitle, neidiſche, boshafte Stiefmutter der ſeeliſche Gegenſatz. Sie befragt ihren Spiegel (Selbſtbewußtſein):

Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſte im ganzen Land?

Als ihr die Stieftochter als tauſendmal ſchöner bezeichnet wird, erhält der Jäger den Auftrag, ſie zu töten. Der hat Erbarmen, läßt ſie laufen, ſticht dafür einen Friſchling ab und bringt Lunge und Leber der Königin als Wahrzeichen, die ſie in Salz kochen läßt und aufißt. Der Jäger tritt in den Märchen häufiger auf, z. B. im Rotkäppchenmärchen, wo er ebenfalls

gut und hilfreich wirkt. Seine Kennlaute sind J und G, also die neunte und achtzehnte Rune: Ich und Gott. Wir gehen daher wohl nicht fehl, wenn wir in ihm den göttlichen Kern im Menschen, den Geistesmenschen, erblicken. Dieser sticht einen Frischling ab, der schon durch seinen Namen als Sohn (ing) Frohs gekennzeichnet wird. Bekanntlich reitet Froh = Freyr auf einem goldborstigen Eber und wohnt in Alfheim im Elfenlande — aus dem sich ja auch unser lieber Adebar, der Geist-Träger, die kleinen Seelchen holt; denn eben dies meint der Froschteich —. Soll das Geistmenschentum geboren werden, so muß der kindliche Unschuldszustand verloren gehen. Lunge und Leber des Frischlings verzehrt die Königin. Die Lunge ist das, was dem Odem und mit ihm das geistige Bewußtsein (L-ung = Lichtsohn) erzeugt. Die Leber hängt mit dem Ernährungssaftstrom zusammen und ist ein Bild des organischen Leibeslebens.

Vampyrgleich will sich die Königin diese Kräfte der vermeintlich getöteten Stieftochter zu ihrem Heile (Salz) einverleiben und sie gleichzeitig dadurch unschädlich machen. Diese aber hat inzwischen bei den sieben Zwergen Aufnahme gefunden. Die sieben Zwerge sind natürlich jene sieben Planeten, die sich nach den Lehren der Astrologie und der Handlesekunst im Charakter und im Schicksal der Menschen und in den Linien seiner Hand widerspiegeln. Ich werde versuchen, dies durch die sieben Fragen der Zwerge wahrscheinlich zu machen, wenn ich auch gern zugebe, daß man auch zu einer anderen Auslegung kommen kann.

Der erste fragt: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?“ Das ist (St-ul) der urweise Saturn, dem der Mittelfinger geweiht ist. Der zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“ Das ist (TLR) der Teiler, Zwisterreger, Tuisko, Mars, dem der Handteller geweiht ist. Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?“ Das ist (Bar Od) die Sonne als Lebensträger, der der Ringfinger entspricht. Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüschen gegessen?“ Das ist (GMS.) der Geldmacherstern Merkur, der als „kleines Gemüse“ den kleinen Finger beherrscht. Der fünfte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?“ Das ist (GBL.) der freigebige Jupiter, dem der Zeigefinger geweiht. Der sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?“ Das ist (MSR) der Zeitmesser Mond, dessen Berg den Ballen zwischen Mars und Daumen beherrscht.

Der ſiebente: „Wer hat aus meinem Becherchen getrunken?“ Das iſt (B K) Venus, die dem Bacchus ſtets zugeſellt, ſelber durch das Becken gekennzeichnet wird und die Daumenwurzel beherrſcht.

Am Bettlein des ſiebenten Zwerges, alſo der Venus, wird das Kind gefunden. Das Mägdlein muß den Zwergen den Haushalt führen und wird von ihnen betreut. Dreimal trachtet die Stiefmutter ihr nach dem Leben, zuerſt mit dem odembeklemmenden Schnürriemen, das zweitemal mit einem vergifteten Kamm, zuletzt erfolgreich mit einem vergifteten Apfel.

Zunächſt wird der Verſtand ſo in Begriffe eingeſchnürt, daß der Seele darüber der Odem ausgeht. Sodann werden dem Willen giftige Keime eines falſchen ſelbſtſüchtigen Strebens eingeimpft, endlich wird das Gefühlsleben, alſo das eigentliche Element der Seele, durch Sinnentrug verführt. Allen drei Verſuchungen erliegt Sneewittchen. Den letzten Eingriff können auch die hilfreichen Zwerge, die aſtraliſchen kosmiſchen Kräfte, nicht wieder gutmachen. Aber das Mädchen braucht auch nicht zu ſterben.

So können die Zwerge dafür ſorgen, daß die liebliche Erſcheinung, im gläſernen Sarge eingeſchloſſen, erhalten bleibt. Sie ſchreiben mit goldenen Buchſtaben ihren Namen auf den Sarg und daß es eine Königstochter wäre. Dann ſetzen ſie den Sarg auf einen Berg, und einer hält immer Wache dabei. Und die Tiere kommen auch und beweinen Sneewittchen, erſt eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen. Die Eule (Ul) iſt die göttliche Weisheit, der Rabe (R B) das rechte lebendige Denken, das ſich in (Hugin) Denken und (Munin) Erinnern ſpaltet, und die Taube (T B), die dunkle Kraft des Blutes, das organiſch inſtinktive Unterbewußtſein. Dieſe drei Denkkräfte erhalten das Leben auch in der Erſtarrung aufrecht.

Endlich naht ein Königsſohn, überredet die Zwerge, daß ſie ihm den Sarg ſchenken. Die Träger ſtolpern über einen Strauch, der giftige Apfel fällt heraus, die Scheintote erwacht. Die Bosheit ereilt auch hier die Strafe. Die Stiefmutter muß ſich auf der Hochzeit in rotglühenden Schuhen zu Tode tanzen.

Der Apfel iſt mit Abfall ebenſo ſprachlich verwandt, wie das lateiniſche malum ſowohl Apfel wie Uebel bedeutet. Der Apfel iſt ſomit nicht nur

in der altteſtamentlichen Erzählung mit dem Sündenfall verknüpft, der ſtets einen erotiſchen Einſchlag hat, ſondern bezeichnet mit ſeiner ſchönen roten, zum Genuß reizenden, aber vergifteten Hälfte die Sinnen-Trugwelt, die die Seele verführt, ſich ſoweit mit der Materie einzulaſſen, daß ſie darüber die geiſtige Welt vergißt, ihr abſtirbt. Entfährt aber der Apfel dem Munde, wird die Seele von der Gier des Ergreifens befreit, ſo kann ſie wieder zur höheren Welt erwachen und den Königsſohn freien. Aber der eitele, hochmütige Sinn muß ſich in eiſernen, rotglühenden Schuhen zu Tode tanzen. Der Taumel der Sinnenwelt richtet zugrunde. Der Schuh wird zum Schuldſchuh, dem eddiſchen Zeichen der Zahl Acht, der Ächtung.

Rotglut iſt die aſtraliſche Farbe der niederen Leidenſchaft. Eiſen kennzeichnet die Stiefmutter als Eiſenalter. Schwarz-weiß-rot ſind auch die Farben des Deutſchen Reiches, wie es Bismarck gegründet, des Weltkrieges Sturmfahne, die auf den Meeren noch weiterweht. So mag denn eine beſondere Nutzanwendung der drei Verſuchungen Sneewittchens auf die deutſche Seele folgen. Die Stiefmutter ſind alle böſen Fremdkräfte, die die deutſche Seele zugrunde richten wollen.

Zuerſt ward der deutſche Geiſt in die Schnürriemen fremder Begriffe eingezwängt. Das fing mit römiſchem Weſen an, ſetzte ſich in judaiſierten Glaubenselementen fort und gipfelte in allerhand internationalen Schlag- und Trugworten. Sodann fuhr der ſcharfe Kamm fremder Willensrichtung uns durch die Haare. Der römiſche Imperiumsgedanke lenkte den deutſchen Tatwillen von ſeinen eigentlichen Zielen ab. Die nach Rom fahrenden deutſchen Kaiſer verurteilten das deutſche Königtum zur Ohnmacht. Das römiſche Recht unterdrückte die deutſche Freiheit. Der materielle Erwerb, zum Selbſtzweck erhoben, beherrſchte ſchließlich Denken und Trachten ausſchließlich.

Aber die deutſche Seele wird wieder erwachen, den giftigen Apfel, gegen den vielerorts der Ekel im Wachſen, ausſpeien und zu ihrer eingeborenen Herrlichkeit erneut erwachen. Vielleicht bald ſchon naht ihr der Königsſohn. Das iſt das troſtreiche Märchen vom gläſernen Sarge.

ᛒ (B=Bar) 13. Die Gänſehirtin am Brunnen

Mit Widars zwölftem Hauſe ſchließen die göttlichen Wohnungen, die Grimnismal, das Feuerzauberlied der Edda, uns enthüllt. Mit dem zwölften Sternbild der Fiſche, die auch in der Edda als Kennwort für Widar ſich finden, der erſcheint, wenn der Seeaar in den Felſen nach Fiſchen jagt, ſchließen die Tierkreisbilder. Mit dem Hoffnungs- und Heilandszeichen T ſchloß auch urſprünglich das Alphabet. Aber die Erkenntnis ſchritt mit der Entwicklung fort. Allmählich lichtete ſich das über die Zukunft gebreitete Dunkel. Und wie beim Näherkommen an ein Gebirge, das von weitem als ein einheitliches Maſſiv erſcheint, allmählich die einzelnen Gipfel unterſcheidbar hervortreten, ſo ging es auch auf dem Höhenweg der Menſchheit. Es wurde offenbar, daß mit der Zwölf die Entwicklung noch nicht abſchloß, daß es Aufgabe der M:nſchen ſei, aus dem Bannkreis der zwölf Tierkreiszeichen herauszutreten, ſich vom Banne der Tierheit zu befreien.[1] Dieſer Augenblick trat ein, als die Perſönlichkeit, das menſchliche Ich geboren ward. In Pflanzen und Tieren offenbaren ſich Gruppenſeelen. Erſt der Menſch kann zum klaren Bewußtſein ſeiner Einzelhaftigkeit, ſeines individuellen Ichs gelangen. Damit fällt ihm eine ungeheure Aufgabe zu, die ſich wie Bergeslaſt auf ihn legt. Sein von Geburt (bar) und Tod (Bahre) umſchloſſenes Einzelleben wird zu jener unerſetzlichen einmaligen Weiſe, von der Nietzſche einmal ſprach. Aber er fühlt ſich vereinſamt, abgetrennt von den kosmiſchen Kräften. Der eiſige Odem des Alleinſeins umgibt ihn. Er wird vom Vater verſtoßen in einen dunklen Wald und viele Tränen muß er vergießen. Hat er einmal die Laſt auf ſich genommen, ſo kann er nicht mehr zurück. Es iſt, als ſei ſie ſeinem Rücken angewachſen und immer mehr wird ihm aufgebürdet. Dabei kein Ausblick in die Freiheit. Denn den Zuſammenhang mit den kosmiſchen Kräften hat er ja verloren. Jetzt erſt, abgeſchnürt von dem wahren Sinn des Daſeins, erkennt er die Vollgewalt des Todes. Das Tier hat ein eigentliches reflektierendes Todesbewußtſein nicht. Der Menſch erkennt den ungeheuren Widerſpruch, der zwiſchen der Einzelwertigkeit ſeiner Perſönlichkeit liegt und ihrer ſcheinbar reſtloſen Vernichtung im Tode. So iſt der Dreizehnte nicht nur der Laſtträger (Bar), ſondern auch der dem Tode geweihte. In der Zahl

Dreizehn, deren eddiſcher Name thyss (Leichenſtoßholz) iſt, geht ihm erſt das Bewußtſein ſeines Todes auf. Daher der Volksaberglaube, daß, wenn dreizehn beiſammen ſind, einer von ihnen ſterben muß. Dieſer Glaube hat zwar noch andere tiefere Zuſammenhänge. Hier genügt es, auf die Stellung der dreizehnten Rune bar im Runenſyſtem hinzuweiſen.

Wie kann nun der Menſch aus dieſer ihn niederdrückenden, gradezu verzweifelten Lage hinauskommen? Doch nur dadurch, daß er in ſeinem Inneren Erkenntniskräfte entwickelt, die ihn wieder zu ſeinem Urſprung hinführen, die ihm zeigen, wie er mit dem weiten All verwoben iſt und dadurch ſeine Iſolierung, ſeine Vereinzelung wieder aufheben. Er muß zu der Lehre des großen Meiſters der ägyptiſchen Einweihung des TOT-Hermes-Tresmegistos zurückkehren, die in der tabula smaragdina niedergelegt iſt und darin gipfelt: „Dies iſt unumſtößlich wahr, daß alles unten iſt wie oben und oben wie unten," daß der Makrokosmos, die Welt im Mikrokosmos, dem Menſchen, ſich ein getreues Spiegelbild geſchaffen hat. Dies will unſer Märchen mit dem Namen Gänſehirtin beſagen, der ſchon im vierten Märchen erläutert wurde, und mit der Smaragdbüchſe, die der junge Graf von der Alten im Walde zum Dank für ſeine Hilfe erhält. Da dieſes wundervolle Märchen nur wenig bekannt iſt, muß ich zunächſt in kurzen Zügen den Gang der Handlung wiedergeben.

„Ein ſteinaltes Mütterchen lebte in der Einöde mit ihren Gänſen, vom Walde umgeben. Da begab es ſich einmal, daß ein junger Graf ſich in dieſem Walde verirrte und das Mütterchen traf, wie es in einem Tragtuch Gras, das es für die Gänſe geſchnitten, dazu einen Korb mit Äpfel und Birnen, nach Hauſe zu ſchleppen ſich abmühte. Da er mitleidigen Herzens war, erbot er ſich, ihr zu helfen. Sie nahm mit einigem Sträuben dieſen Dienſt an. Als er aber die Laſt aufgeladen, die ihm faſt zu ſchwer vorkam, ließ ſie ihn nicht wieder los, ja ſprang ſogar ſelber noch auf die Graslaſt hinauf, ihn mit der Gerte antreibend und verſpottend. Es deuchte ihn, die Alte ſei ſo ſchwer, wie nur irgendeine behäbige Bäuerin. Wie ſie nun zur Hütte kamen, fand ſich da noch eine alte häßliche Tochter ein. Die Alte war aber jetzt ganz freundlich und ſchenkte ihm zum Abſchied, als Dank für ſeinen Dienſt, ein Büchslein, das aus einem Smaragd geſchnitten war, indem ſie hinzufügte: „Bewahre es wohl; es wird dir Glück

bringen.“ Drei Tage lang irrte er in der Wildnis umher, dann kam er in eine große Stadt. Dort ließ er sich in den königlichen Palast führen und überreichte der Königin knieend das Büchslein. Als diese die Büchse öffnete, und in ihr eine köstliche Perle erblickte, fiel sie in Ohnmacht. Wie sie wieder zu sich kam, ließ sie alle andern hinausgehen und erzählte dem jungen Grafen von ihrer verstoßenen Tochter, deren Tränen hätten sich in genau solche Perlen verwandelt, wie die in der Smaragdbüchse. Deshalb sei ihr der Anblick so nahe gegangen. Wie nämlich der König sein Reich an seine drei Töchter hätte verteilen wollen, da hätte eine jede angeben sollen, wie lieb sie ihren Vater hätte. Die eine hätte ihre Liebe mit der Süße des Zuckers verglichen; die zweite hätte gesagt, sie hätte ihren Vater so lieb, wie ihre schönsten Kleider. Die dritte hätte nicht gewußt, womit sie ihre Liebe zu ihrem Vater vergleichen sollte, aber, wie er in sie gedrängt hätte, da hätte sie gemeint, das, was die Menschen zu jeglicher Speise brauchten, was sie also am nötigsten hätten, sei das Salz, so wolle sie ihre Liebe mit Salz vergleichen. Da sei der Vater erst recht zornig geworden, hätte das Reich an die beiden älteren Töchter verteilt, der jüngsten aber einen Sack Salz geben und sie dann in den Wald treiben lassen. Später habe ihn sein Zorn gereut. Aber soviel man auch gesucht hätte, das Kind hätte man nicht wiedergefunden. Nun fing die Suche in jenem Walde von neuem an und dabei trennte sich der junge Graf vom König und der Königin.

Während dies geschah, saß die häßliche Tochter bei der Alten im Stübchen am Spinnrad und spann. Da zeigten sich am Fenster zwei feurige Augen einer Nachteule und es rief dreimal: „uhu.“ Alsbald mahnte die alte Hexe die junge, jetzt sei es Zeit. Da ging sie hinaus zu einem Brunnen unter drei Eichen, zog eine runzlige Haut vom Gesicht und wusch sich dieses und das Goldhaar, das dabei zum Vorschein kam. Der junge Graf, der grade dort auf einen Baum gestiegen war, um Ausschau zu halten, sah ihre Augen leuchten und beugte sich vor, um besser beobachten zu können. Dabei knackte ein Ast. Das Mädchen lief aufgescheucht eilends davon und wollte der Alten erzählen, was ihr begegnet. Die Alte wehrte ab, sie wisse schon, nahm einen Besen und fing an, alles zu kehren. Auf die Frage des Mädchens, was das bedeute, erwiderte sie, morgen müsse sie das Haus verlassen, da seien ihre drei Jahre um. Dann setzte sie sich wieder an das

Spinnrad. Indem klopfte es. Das waren das Königspaar und der junge Graf, die an dem Häuslein zusammengetroffen waren. Die Alte rief freundlich: „Herein!“ Da war die Freude groß, als die Eltern ihre Tochter wiederfanden. Die Alte schenkte der Gänsehirtin alle Perlen, zu denen sich ihre Tränen verwandelt hatten und, ehe sie verschwand, rührte sie das Häuslein an, daß es in den Wänden knatterte, und plötzlich war ein prächtiges Schloß daraus geworden. Die Erzählerin schließt, daß ihre Großmutter, von der sie das Märchen habe, schon schwach im Gedächtnis gewesen sei und den Schluß selber nicht mehr gewußt habe. Wahrscheinlich habe der Graf die Königstochter geheiratet. Ob aber die Gänse verzauberte junge Mädchen gewesen seien — das solle keine Anspielung auf die anwesenden Dirnen sein — das sei ungewiß. Die Erzählerin meint, wahrscheinlich hätte die Alte schon bei der Geburt der Königstochter die Gabe verliehen, Tränen zu weinen, die sich in Perlen verwandelten. Heutzutage komme das nicht mehr vor. Sonst könnten die Armen leicht reich werden.“

Schon dieser Schluß zeigt — vielleicht ist die Gedächtnisschwäche der Erzählerin zu diesem Zwecke nur vorgeschützt —, daß in diesem Märchen die Kennworte nicht ausschlaggebend sein können, sondern daß es nur auf die Grundzüge der Erzählung ankommt. Diese Richtungslinie ist aber so klar herausgearbeitet, daß schon nach dem eingangs Gesagten der tiefere Sinn nicht mehr zweifelhaft sein kann. In den drei Schwestern, von denen der Vater einen besonderen Ausdruck ihrer Liebe fordert — ein Motiv, das Shakespeare so meisterhaft im König Lear herausgearbeitet hat — soll durch den von ihnen gewählten Vergleich ihre Sinnesart gekennzeichnet werden, ohne daß man in den Worten Zucker, Kleider, Salz noch etwas besonderes zu suchen hätte. Nur das Salz ließe sich auf Sal = Heil deuten. Denn die jüngste Tochter geht den Heilsweg, der durch Leiden führt. Daß alle Tränen, die sie vergießt, von einer gütigen Fee aufgefangen und in Perlen verwandelt werden, das ist nicht nur ein Hinweis auf den noch heute herrschenden Glauben, daß Perlen Tränen bedeuten, sondern enthüllt uns in Verbindung mit der Smaragdbüchse ein großes kosmisches Gesetz: Die Lehre vom Karma.

Wem eine besondere Aufgabe im Leben zuteil wird, der muß sie unter allen Umständen lösen. Hält er nicht durch bis ans Ende, so muß er um so schwerer büßen. Dies gilt sowohl für den einzelnen, wie für ganze

Völker. Das Schickſal iſt unerbittlich. Es packt uns mehr auf, als wir vermeinen tragen zu können. Aber durch dieſen Zwang der Not erſt entfalten ſich die höchſten Spannkräfte. Dann bleibt der Lohn auch nicht aus. Der Kosmos ſelbſt iſt es — im Märchen im Bild der Smaragdbüchſe geſchaut —, der die ſegensreiche Wirkung unſeres Leidens in ſich aufnimmt, wie eine köſtliche Perle aufbewahrt. Denn Leid iſt nötig zur Höherentwicklung. Es braucht nicht grade aufgeſucht zu werden. Es ſtellt ſich ſchon von ſelber ein.

Dies laß dir zum Troſte dienen, du deutſches Volk, gegen das die ganze Welt ſich verſchworen hat, dir den Garaus zu machen. Harre nur aus, ſo wird es ihnen nicht gelingen. Beherzige das, was ich dir damals zurief, als dein Leidensweg anfing:

„Das Leiden nur trägt Tränen-Perl-Geſchmeide.
Drum, wer erkoren iſt zu tiefſtem Leide
— Dies lerne, deutſches Volk nur recht verſtehen —
Iſt dermaleinſt zum höchſten auserſehen.
Ihm folgt, geläutert durch ſolch Ungemach,
Die Krone des erhöhten Lebens nach.“

Dies erhöhte Leben aber beſteht darin, daß ſich dir die Tore der geiſtigen Welt öffnen, die jenſeits von Raum und Zeit in alle Ewigkeit beſteht und von der die Erdenwelt nur ein Gleichnis iſt.

Wir ſtehen erſt am Anfang unſerer Erkenntnis der die Erde mit Lichtgeſchwindigkeit umkreiſenden Schwingungen und ihrer techniſchen Ausnutzung. Iſt da die Annahme zu kühn, daß es auch im Geiſtigen Schwingungen gibt, die im geiſtigen, von ſittlichen Kräften beherrſchtem Kosmos, beſtimmte Widerſtände oder Akkorde auslöſt. Nichts anderes will aber das Karmageſetz beſagen:

Menſchen, trachtet nicht zu ſehr, Ungemach zu meiden,
Denn, wer höher ſteigen will, kann es nur durch Leiden,
Schneidet's in die Seele auch, wie mit ſcharfen Meſſern.
Wer den anderen ſchuf Pein, muß es alles beſſern.
Doch wer Heilſames gewirkt, andre zu beglücken,
Wird einſt köſtlich reife Frucht von dem Baume pflücken,
Der die Welt durchwachſend ſteigt aus dem Urdabronnen.
Ewiger Heimat Glanz ſich zeigt, leuchtend gleich der Sonnen.

Brauche ich da noch ausdrücklich betonen, was mit jenem Brunnen gemeint iſt, an dem drei Eichen ſtehen, und an dem die Gänſehirtin ihr Geſicht und ihr goldenes Haar wäſcht, was das Goldhaar bedeutet und die Gänſemagd ſelber? Muß es uns erſt der Ruf der Nachteule — jenes ſchon den Griechen bekannten Sinnbildes der Weisheit — ſagen, daß jetzt die rechte Stunde gekommen iſt, einzudringen in die Geheimniſſe des geiſtigen Kosmos?

Zu dem ewigen Sonnenlande die vom grauen Alltagsnebel verhüllten Augen wieder hinzuwenden und dem deutſchen Volke zu zeigen, daß das Blut- und Tränenmeer, durch das es waten muß, nicht ein gefühllos brandendes Ungefähr bedeutet, das iſt die beſondere Aufgabe, die dieſes Märchen mir auferlegte. Je klarer das deutſche Volk dieſe tiefen Zuſammenhänge durchſchaut, um ſo unaufhaltſamer wird hereinbrechen das Bewußtſein der hohen weltgeſchichtlichen Aufgabe, die der Allwaltende auf unſere Schultern gelegt hat. Verkennen wir ſie, ſo kann nichts unſeren Untergang aufhalten. Erkennen und löſen wir ſie, ſo kann nichts uns den endgültigen Sieg ſtreitig machen. Dann iſt das deutſche Volk in Wahrheit das auserwählte.

14. Das Märchen vom ſingenden und ſpringenden Löweneckerchen

Auf die Bar- folgt die Laf-Rune, auf die dreizehnte (Thyss mit Tod drohendem Inhalt) die vierzehnte (fert = Fahrt) die Siegfriedszahl. Wer die Deutung des vorigen Märchens mit Aufmerkſamkeit geleſen hat, für den kann es keinen Augenblick zweifelhaft ſein, welche Löſung der dort geſchürzte Knoten herausfordert.

Bar und Laf ſtehen in Gegenſatz zueinander, obwohl ſie beide Leben (life) bedeuten. Bar iſt die Laſt, die Schwere, der Berg, die Aufgabe. Laf iſt das Leichte, Lichte, Flüſſige, über das die Schwere keine Gewalt mehr hat. Der Weltenunſinn, deſſen Bewußtwerden die Seele zu erdrücken droht, wie ich im vorigen Märchen ſchilderte, muß dem Weltenſinn weichen. In dieſen Sinn führt die Erleuchtung, die Einweihung ein und Siegfried iſt der germaniſche Eingeweihte, gleich ſeinem perſiſchen Vetter Feridun ein Drachentöter und ein Fahrer ins Totenreich. Daher fert, der eddiſche Name der Vierzehn, während Sigi = Sol = Sal, wie wir in der Elf ſahen, das Totenreich bezeichnet, genau ſo wie dun (griechiſch θανατος, eddiſch Thund) die zweite Silbe des Namens Feridun.

Deshalb gehört das Märchen vom Löweneckerchen, das in ſeiner Überſchrift ſchon ſeinen ganzen Sinn birgt, in das Zeichen der Laf-Rune und in die Siegfriedszahl vierzehn. Dies wunderliche Tierchen darf man in keinem Tierkundebuch ſuchen und doch iſt es mit der Lerche, plattdeutſch Lewark am nächſten verwandt. Denn wie die Lerche im blauen Raum verloren, ſchmetternd ihr Jubellied ſingt, ſo iſt es der Seele zu Mute, die in das ewige Lichtreich eingegangen iſt. Erſt dies iſt Leben, dies allein, aber es iſt den Menſchenaugen verborgen, deshalb Lew-ark, das Arcanum (griechiſch ἐρκος) des Lebens.

Kennt denn der moderne Großſtadtmenſch in ſeiner Haſt und Unraſt überhaupt noch etwas von dieſer ſelbſtverſtändlichen ungekünſtelten Herzensfröhlichkeit, die wie ein Singen und Klingen, ein Tanzen und Springen in Maienwonne iſt? Das reine naive Naturkind hat ſie in urſprünglicher Schönheit. Der nachdenkend grübelnde von der Laſt ſeiner Verantwortung niedergedrückte Kulturmenſch hat ſie verloren. Der in die herrlichen Ge-

heimniſſe des Lichtreichs Eingeweihte findet ſie wieder. Von dem Verlieren und Wiederfinden der Einweihung erzählt unſer Märchen:

„Von ſeiner jüngſten und liebſten Tochter ward ein Vater gebeten, bei der Rückkehr von einer Reiſe ihr ein ſingendes und ſpringendes Löweneckerchen mitzubringen. Lange ſuchte er vergebens. Endlich fand er ein ſolches Tierchen in einem Burghof hoch oben auf einem Baume ſitzen. Als er es aber mitnehmen wollte, verwehrte es ihm ein grimmiger Löwe, weil es ſein Eigentum ſei. Auf die Bitten des Vaters gab er es unter der Bedingung heraus, daß ihm dafür das gebracht würde, was dem Vater heimkehrend als erſtes begegne. Der Vater gab dieſe Zuſage, erſchrak aber nicht wenig, als ihm ſein jüngſtes Töchterchen als erſtes bei der Heimkehr entgegenſprang. Dieſes war, als es von der ſchweren Bedingung erfuhr, gar nicht bang und traute ſich zu, mit dem Löwen fertig zu werden. Daran tat ſie recht, denn der Löwe war gar kein furchtbares Raubtier, ſondern ein mit ſeinen Genoſſen von einer Hexe verzauberter Prinz. Tagsüber mußten ſie Löwen ſein, aber des Nachts erhielten ſie ihre menſchliche Geſtalt wieder. So ſchliefen ſie immer bei Tage und wachten des Nachts. Das Mädchen heiratete den prinzlichen Löwen und ward glücklich mit ihm. Als nun ihre älteſte Schweſter heiratete, geſtattete ihr der Gemahl gern, die Hochzeitsfeier mitzumachen. Als aber die zweite heiratete, wußte ſie es ſogar durchzuſetzen, daß ihr lieber Löwe mitkam. Denn ſie wollte doch gern den Ihrigen zeigen, wie glücklich ſie ſei. Freilich knüpfte er an ſeine Einwilligung eine Bedingung, es dürfe kein Strahl von den Hochzeitsfackeln und Kirchenlichtern auf ihn fallen, ſonſt würde er verzaubert werden. Es ward, um dieſe Bedingung zu erfüllen, ein dicker fenſterloſer Saal um ihn gebaut. Zum Unglück verwandte man für die Tür friſches Holz, das ſich zuſammenzog. So entſtand ein haarfeiner Spalt, auf den niemand achtete. Durch dieſen fiel auf ihn ein Lichtſtrahl und alsbald verwandelte er ſich auf ſieben Jahre in eine weiße Taube, die davonfliegen mußte. Damit aber die Gattin ihn nicht ganz verlöre, ließ er alle ſieben Schritt Blutstropfen und eine weiße Feder fallen. Einmal hörte dies auf, da lief jene in ihrer Not zur Sonne, zum Mond und zum Nachtwind und fragte ſie, wo die Taube geblieben ſei. Von der Sonne erhielt ſie ein Käſtchen, vom Monde ein goldenes Ei und vom Nachtwind eine Nuß, und dieſer

erzählte ihr auch, was er von dem Südwind erfahren, und wo ſie den Gatten ſuchen ſolle. Der ſei inzwiſchen wieder Löwe geworden und kämpfe am roten Meer mit einem Lindwurm. Sie ſolle die elfte Rute vom Ufer abſchneiden und mit ihr beide Tiere ſchlagen. Dann würden ſie verwandelt werden. Sie ſolle ſich mit dem Prinzen, ihrem Gatten, auf den Greifen ſchwingen, aber damit er ſie ſicher über das Meer trage, ſolle ſie die Nuß hineinwerfen, aus der ſchnell ein Nußbaum herauswachſen würde, auf dem ſich der Greif ausruhen könne. Sie befolgte die Weiſung, aber die Jungfrau, Tochter einer Hexe, in die ſich der Lindwurm verwandelte, war behender als ſie, ſchwang ſich ſelber mit den Prinzen auf den Greifen und entführte ihn. Nach langem Suchen fand die verlaſſene Gattin das Schloß, auf dem die beiden hauſten und befreite ihren Liebſten aus der Gewalt der Hexentochter. Dazu halfen ihr die Gaben von Sonne und Mond. Denn im Käſtchen war ein wundervolles Kleid, das die Entführerin begehrte, aber nur gegen die Erlaubnis erhielt, daß jene eine Nacht in der Kammer des Prinzen ſchlafen dürfte. Doch der half es nichts, daß ſie ihm jammernd ihr Leid klagte und die Erinnerung in ihm wachzurufen ſuchte, denn die Hexentochter hatte ihm einen Schlaftrunk gegeben. Nun öffnete die liebend Suchende das Goldei, das Geſchenk des Mondes, und hervor kamen zwölf allerliebſte goldene Küchlein. Die gefielen der falſchen Frau ſo, daß ſie, um ſie zu beſitzen, noch einmal die gleiche Erlaubnis gab. Diesmal war der Prinz gewarnt, ſo goß er den Schlaftrunk fort, erwachte aus ſeiner Blendung und entfloh mit der Wiedergewonnenen auf dem Rücken des Greifen. Dabei tat denn die Nuß, das Geſchenk des Nachtwindes, den von dieſem vorhergeſagten Dienſt.

Wer unter Benutzung des eingangs Geſagten und in Erinnerung an die Auslegung der früheren Märchen an die Deutung dieſer Erzählung herangeht, dem bietet ſie keinerlei Schwierigkeiten. Der Löwe iſt das Leben im Lichte der geiſtigen Welt, in der Einweihung. Unſer Tagesbewußtſein hat dieſen Zuſammenhang verloren, nur des Nachts taucht unſere Seele in das Reich, das wir das Unbewußte nennen, das aber einen durchaus poſitiven Inhalt hat. Das Märchen drückt dieſen Bewußtſeinswechſel aus durch die Wiedergewinnung menſchlicher Geſtalt durch die Löwen in der Nacht. Die zweite Verwandlung des Löwen in eine weiße

Taube, alſo das Zurückziehen in das Reich verborgenen (T) Lebens (B) und der Seelenkräfte (Vogel), iſt eine Wirkung der Kirchenkerzen. Sie geht auf eine beſtimmte Entwickelung der deutſchen Kirchengeſchichte. Die Kirche ſelber verlor den eſoteriſchen Kern, die jede wahre Religion hat, immer mehr, wurde rationaliſtiſch, veräußerlichte. In ihrer Obhut konnte daher die Überlieferung der alten Einweihung nicht gedeihen. Doch die Erinnerung an ſie ging nicht ganz verloren. Von Zeit zu Zeit traten immer wieder Myſtiker, wie Meiſter Ekkehard, Angelus Sileſius, Jakob Böhme auf, die mit ihrem Herzblut geiſtige Kräfte aus den Urgründen hervorholten. Das bedeuten die Blutstropfen und die weißen Federn (F Dr = Geiſteskraft), die die weiße Taube alle ſieben Schritt fallen ließ. Denn um etwas Heiliges (Hagal = 7) handelt es ſich dabei.

Die ratlos gewordene Seele verliert endlich ganz die Spur, da mußte ſie ſich an die kosmiſchen Kräfte (Sonne, Mond und Nachtwind) wenden. Der Nachtwind weiſt ſie auf den richtigen Weg. Nacht hängt mit Not zuſammen und Wind iſt ein Bild des Geiſtes. Dies hat ſich unzweifelhaft in unſeren Tagen erfüllt. Das Bewußtſein der geiſtigen Welt iſt im deutſchen Volk in der furchtbaren Notzeit, in der wir leben, erwacht, und wir wiſſen jetzt den Weg, auf dem wir ein geiſtiges Leben wiederfinden können. Die elfte Rute, die es abzubrechen gilt, iſt offenbar die elfte Rune Sol, die Mitternachts- oder geiſtige Sonne. Mit ihrer Hilfe entzaubern wir den Löwen, unſer Leben. Aber noch ſteht dem Leben ein ſchwerer Kampf mit dem Lindwurm am roten Meer bevor. Den Wüſtengeiſt derer vom roten Meer gilt es zu überwinden. Dieſer Geiſt iſt außerordentlich behende. Die Gefahr iſt groß, daß er noch einmal von uns Beſitz ergreift. Dann gilt es von neuem ſuchen und der Hilfe der Lichtgeiſter, der kosmiſchen Kräfte, ſich zu bedienen. Die Sonne, der Sonnengeiſt ſchenkt uns ein neues ſtrahlendes Gewand. In uns liegen tiefe Kräfte verborgen, die wir nur entwickeln brauchen, um unſere Seelenerſcheinung völlig umzuwandeln. Das Geſchenk des wandelnden Mondes ſind die kosmiſchen Kräfte der zwölf Sternkreisbilder, deren jedes einem beſtimmten Gliede unſeres Lebens entſpricht.

Die Nuß endlich birgt in ihren beiden Runenſtäben N und S ein neues Heil, das unſere Not (N) wenden ſoll. Mit Tatkraft gilt es daher, kurz

entſchloſſen, in dieſer Weltenwende die äußere Lebensordnung von innen heraus umzugeſtalten, ſonſt möchte am Ende der Greif, der Goldhort-bewacher (ſein Name klingt an an Greipa, die zweite der Heimdallmütter) auf ſeiner Fahrt über das rote Meer ermüden.

In einer ſeiner glänzendſten Reichstagsreden hat einmal der rhetoriſch bedeutendſte unter Bismarcks Nachfolgern das Wort geprägt:

„Was nicht zu Moſes und den Propheten gehört, das pflegt im roten Meer zu erſaufen."

Ein Blick auf die Verwüſtungsgreuel der bolſchewiſtiſchen Schreckens-herrſchaft in Rußland genügt, um feſtzuſtellen, daß dies Wort längſt grauenhafte Wirklichkeit geworden iſt. Wir wollen uns nicht in leicht-fertigem Optimismus wiegen laſſen: Die Gefahr, in einem Blutmeer zu ertrinken, iſt auch für Deutſchland noch nicht vorüber.

Der Weg, den wir zurücklegen müſſen, bis unſer lieber Löwe aus aller Verzauberung erlöſt wird, iſt weit und beſchwerlich, von Gefahren um-lauert.

Rufen wir daher die Gaben der geiſtigen Weltallkräfte zu Hilfe, er-wachen wir zum klaren Bewußtſein unſerer Aufgabe, dann wird unſere Seele das verlorene Leben und die wahre Herzensfröhlichkeit wiederfinden, von denen das Märchen ſo ſinnvoll in den Bildern des Löwen und des ſingenden und ſpringenden Löweneckerchen berichtet.

ᛉ 15. Fundevogel

Der deutsche Name der Zahl fünfzehn Mandel entspricht genau der fünfzehnten oder madr-Rune, die das Bild eines Mannes mit zum Himmel erhobenen Armen darstellt, oder auch eines Baumes mit drei Ästen, der Weltenesche. Da diese aber wiederum als Mimirs-Baum (mima meidr) zugleich ein Bild des Menschen ist, decken sich beide Bilder vollkommen. Der Mandelbaum, aus dem das Märchen einen Machandelbaum gemacht hat, ist zugleich der Runenbaum mit fünfzehn Sprossen, der das ganze Futhark von I—I5 umfaßt. Dies geht schon daraus hervor, daß der eddische Name der Zahl eins ebenfalls madr ist. Soweit die Fünfzehn eine Schlußzahl ist — davon stammt der noch heute geübte Maurergebrauch, bei Feierabend fufzehn zu rufen, bezeichnenderweise in jiddischer Aussprache — hat sie aber noch die weitere Bedeutung des Weltenschlusses, Weltgerichts, Ragnaröck und da die Lehre vom Weltuntergang, und dem was ihm folgt, zum wesentlichen Inhalt der Geheimlehre gehört, ist die Fünfzehn die Mandel, wie an mitteralterlichen Sinnbildern nachweisbar ist, also die fünfzehnte Rune, ein Mysteriumzeichen. Der eddische Name der Fünfzehn ist nun aber fundr und der Name Fundvogel bedeutet somit den die Seele erfüllenden Gehalt der Geheimlehre. Das Märchen schildert den Ursprung der deutschen Geheimlehre und die Verwandlungen, die sie eingehen mußte, um sich vor Verfolgungen zu retten.

Die Verfolgung ging namentlich von der Kirche aus, die, um die Einführung des Christentums zu erleichtern, nach des Papstes Gregor des Großen weltklugen und weitherzigen Rat anfangs sich gegenüber den germanischen religiösen Gebräuchen außerordentlich duldsam zeigte, später aber mit großer Strenge verfuhr. Wie schroff Karl der Große in dem eroberten Sachsen gegen die Anhänger des alten Glaubens auch vorging, er ließ eine Sammlung germanischer Heldengesänge anlegen. Erst sein willensschwacher Sohn Ludwig*), der wegen seiner Zugänglichkeit für kirchliche Einflüsse, der Fromme genannt wurde, vernichtete diese Lieder. Aber,

*) Schon 200 Jahre vorher, unter Dagobert 622—38 mußte die Duldung der Verfolgung weichen, wie die gänzliche Umgestaltung der allemanischen Gesetze und die Bekehrungstätigkeit des Pirminius beweisen. Den Hinweis verdanke ich Herrn Autz, München, dem ich bei dieser Gelegenheit meinen Dank ausspreche.

wenn auch die germaniſche Volksreligion ſehr bald dem in mancher Beziehung überlegenen und durch Staatsmacht geſtützten Chriſtentum das Feld räumte, ihr eſoteriſcher Kern blieb unter mancherlei ſchützenden Hüllen erhalten, ja durchdrang ſogar die chriſtlichen Vorſtellungen, wie ſich am altſächſiſchen Heliand und an Schriften des Albertus magnus, ſowie des Meiſters Ekkehard nachweiſen läßt. Für dieſe Verhüllung, Verkahlung wurde eine Geheimſprache ausgebildet, deren Elemente in den Runen von altersher vorhanden waren. Wie gut dieſe Verſchleierung gelungen iſt, dafür bildet den beſten Beweis die Tatſache, daß auch heute noch namhafte Gelehrte dieſe Bedeutung der Runen einfach ableugnen und ſich heftig dagegen wehren, wenn jemand ſich erdreiſtet, ihrem Bannſtrahl trotzend die Wahrheit ihres Lehrſatzes anzufechten, der die Entſtehung der Runen in das dritte Jahrhundert nach Chriſti Geburt verlegt und ſie vom römiſchen und griechiſchen Alphabet ableiten will.

Das Märchen weiß es beſſer. Es berichtet: „Es war einmal ein Förſter, der ging in den Wald auf die Jagd, und wie er in den Wald kam, hörte er ſchreien, als ob's ein kleines Kind wäre. Er ging dem Schreien nach und kam endlich zu einem hohen Baum: oben darauf ſaß ein kleines Kind. Es war aber die Mutter mit dem Kind unter dem Baume eingeſchlafen, und ein Raubvogel hatte das Kind in ihrem Schoß geſehen; da war er hinzugeflogen, hatte es mit dem Schnabel weggenommen und auf den hohen Baum geſetzt — alſo nicht ſeiner hungernden Brut in das Neſt zugetragen —. Der Förſter nahm es herab, brachte es nach Hauſe, ließ es mit ſeinem Lenchen zuſammen aufziehen und nannte es Fundevogel. Beide Mädels hatten ſich ſo lieb, daß, wenn eins das andere nicht ſah, es traurig war."

Funde-Vogel iſt eben nichts anderes als das uralte Runenwiſſen. Die Mutter, das mütterliche Urrecht, das Urmutterrecht iſt eingeſchlafen, da mußte ein Raubvogel (der Sonnen-Aar) kommen und es auf den Gipfel eines hohen Baumes, der Weltenеſche, retten. Dort findet es der Geiſtesmenſch (Jäger), nimmt ſich des Kindes an und beſtimmt es ſeiner Tochter Lene, der Lichtnatur der deutſchen Art, zur lieben Geſpielin. Die deutſche Seele erkennt in dem Runenweſen etwas ihm innerlich Verwandtes.

Aber der Förſter hatte eine Köchin, Sanne geheißen, das iſt die auf das Grob-Sinnliche eingeſtellte Sinnesart (S. N. Sonnen-Nacht), die von dem hohen geiſtigen Weſen nichts wiſſen will, der Materialismus. Sie erzählte dem Lenchen: „Morgen früh, wenn der Förſter auf der Jagd iſt, da koche ich das Waſſer, und wenn's in dem Keſſel ſiedet, da werfe ich den Funde-Vogel hinein und will ihn darin kochen.“ Wem fallen da nicht die Hexenprozeſſe ein, unter deren Deckmantel den letzten Reſten des altariſchen Glaubens, mochte er auch inzwiſchen verwildert ſein, der Garaus gemacht werden ſollte? „Des anderen Morgens in der Frühe gelobten ſich die beiden Kinder: einander nicht zu verlaſſen, und entflohen. Die Köchin ſchickte ihnen drei Knechte nach. Da verwandelten ſich die Kinder, um der Verfolgung zu entgehen, zuerſt in einen Roſenſtock mit einer Roſe darauf, dann in eine Kirche mit einer Krone darin, endlich in einen Teich mit einer Ente. Wie nun die alte Köchin ſich ſelbſt auf die Beine machte und hinter den drei Knechten angewackelt kam und den Teich ausſaufen wollte, da kam die Ente geſchwommen, faßte ſie mit ihrem Schnabel beim Kopf und zog ſie ins Waſſer hinein, da mußte die alte Hexe ertrinken. Die Kinder gingen zuſammen nach Haus und waren herzlich froh; und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch heute.“

Die drei Verwandlungen ſind ſo deutlich gekennzeichnet, daß ein Zweifel kaum möglich iſt. Der Roſenſtrauch mit der Roſe daran iſt natürlich die Femroſe. In der heiligen Feme — fem iſt fünf, die Zahl der Rechit oder Rechts-Rune — namentlich in Weſtfalen, die auf heiliger roter Erde, auf dem Boden uralten Rechts ihre Thingtage abhielt, wehrte ſich das deutſche Rechtsbewußtſein gegen das Eindringen des römiſchen Rechts. In Bayern iſt das Haberfeldtreiben daraus geworden. Die Kirche mit der Krone darin iſt die mittelalterliche Bauhütte, die in die Symbolik der deutſchen Dombauten und in ihre Handwerks- und Einweihungsformen viel altes Weistum verhehlt hat. Die Erben ſind, ſolchen Urſprungs kaum mehr bewußt, die Freimaurerorden geworden.

Die Ente endlich, die auf dem Teiche ſchwimmt, bezeichnet den Geiſt. Das St. Gallener ABC bezeichnet zum Beiſpiel die elfte oder Elfen-Rune Sol als Endi-Sol, Geiſtesſonne. Bedenkt man, daß AR oder Adler das heraldiſche Zeichen dieſer „Geiſteswiſſenſchaft“ iſt, die ſowohl in der

Heroldskunſt, wie in jeglicher Geheimzeichenkunſt, alſo auch in deutſchen Sagen und Märchen ſich unvergleichliche Denkmäler ſchuf, ſo wird man zugeben müſſen, daß der Sammelname ARMANE, den Liſt hierfür eingeführt hat, ganz glücklich gewählt iſt. Der Teich erinnert an Tök dunkel, aber dem Begriffe nach auch an lacus, lagu Urwaſſer, Urgeſetz. Das Armanentum hat es verſtanden, das Wiſſen von den Urgeſetzen in verhüllenden Formen zu bewahren.

Aber das Urgeſetz vermag die Köchin (Materialismus) nicht auszuſaufen, Der deutſche Geiſt (Ente) wird ſie beim Kopfe faſſen und in die Tiefe des geiſtigen Weſens hineinziehen. Denn die deutſche Seele (Lene) und die Runenweisheit (Funde-Vogel) ſind noch nicht geſtorben. Sie leben noch.



Lumpengesindel

ᛦ 16. Lumpengesindel

Die fünfzehnte Rune M und die sechzehnte Schluß R bilden zusammen eine Einheit und es gibt für sie auch ein gemeinsames Zeichen, das Tvimadr oder Wendehorn ᛉ. In gewissem Sinne ist das Schluß R, die sechzehnte Rune, nur ein Anhängsel zur fünfzehnten, zum M.

Wenn die sechzehnte Rune Yrr den Irrtum kennzeichnet, so muß das Tvimadr-Zeichen den Lehrsatz ausdrücken: „Durch Irrtum führt der Weg zur Wahrheit" und „durch Umsturz bereitet sich ein neuer Aufschwung vor."

Durch das Irr- und Umsturzzeichen ist das deutsche Volk in den letzten Jahren hindurch gegangen. An uns liegt es, durch schöpferischen Aufbau dafür zu sorgen, daß ein neuer Aufschwung dem Umsturz folge, daß die Verheißungen des Wendehorns sich erfüllen, daß es zu einem Horn des Heils werde.

Ich kann im Rahmen der Märchendeutung den vollen Gehalt dieser Doppelsilbe M R nicht erschöpfen, der wahrlich unerschöpflich ist wie das Meer, Mutterschaft und Tod umspannend und das höchste Mirakel einschließend. Nur mit einer kleinen Satire will ich schließen, die in die Lehre ausklingt: „Durch Schaden wird man klug" und „Trau keinem Niederträchtigen."

Der Gegenstand der in närrisch übermütigem Tone gehaltenen Satire ist das undeutsche Gerichtswesen. Wer je mit Prozessen zu tun hatte, weiß, welch' undankbare Sache dies ist, daß Weiterungen und Kosten in gröbstem Mißverhältnis zum Endzweck der erstrebten Rechtssicherung stehen. Wie Fritz Reuter in seiner Reise nach Belligen dies so launig dargestellt hat, ebenso übermütig, aber auch ingrimmig ist die Satire, die das Märchen „Lumpengesindel" schreibt.

„Hähnchen sprach zum Hühnchen: „Jetzt ist es Zeit, da die Nüsse reif werden, da wollen wir zusammen auf den Berg gehen und uns einmal recht sattessen, ehe das Eichhorn alle wegholt." Hahn und Huhn sind Kennzeichen der Gerichtsbarkeit. Der Nußberg bedeutet, wie die Nußhecke am Hause der Großmutter Rotkäppchens es klar macht, die alte Gerichtsstätte. Hähnchen und Hühnchen betrachten die Gerichtsbarkeit nicht als heilige Rechtswaltung, sondern als Futterkrippe.

„Ob ſie ſich ſo dick gegeſſen haben, oder übermütig geworden waren, ſie wollten nicht zu Fuß nach Hauſe gehen. Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußſchalen bauen, wollte aber nicht, wie Hühnchen verlangte, ſich davor ſpannen.

Indem ſchnatterte eine Ente daher, die den Eindringlingen in ihrem Nußberg zu Leibe ging, aber überwunden ward und ſich zur Strafe vor den Wagen ſpannen laſſen mußte."

Das, was bei dem Gerichtsbetrieb abfällt, ſoll dazu dienen, dieſer Art von Gerichtsperſonen in bequemer Weiſe das Fortkommen zu ermöglichen. Wie oft ſtreiten die Parteien vor Gericht um die leeren Schalen, wenn der Prozeß den materiellen Kern längſt verſchlungen hat. Die Ente, der Geiſt, wehrt ſich zwar der Eindringlinge, unterliegt aber und muß dem formalen Gerichtsbetriebe (Begriffs-Jurisprudenz nannte es Jhring) noch Vorſpann leiſten. Wieviel juriſtiſcher Scharfſinn muß auf die formale Seite des Rechtsbetriebes verwandt werden!

„Unterwegs nahmen ſie noch zwei dürre Schneidergeſellen, eine Stecknadel und eine Nähnadel mit auf den Wagen, gegen das Verſprechen, Hühnchen nicht auf die Füße zu treten." — Die beiden, die ſich beim Bier verſpätet hatten, werden durch dieſen kleinen Zug als Herumtreiber und Taugenichtſe gekennzeichnet, die, ſelber leicht durch die Maſchen des Rechtsgewebes ſchlüpfend, ehrlichen Leuten wehe tun.

„Abends wußten ſie einen Wirt mit ſüßen Reden zu betören, daß er ſie gegen das Verſprechen aufnahm, er dürfe das Ei behalten, das die Henne unterwegs gelegt hatte, dazu die Ente, die jeden Tag eins lege.

Aber morgens, als alles ſchlief, pickten ſie das Ei ſelber auf, warfen die Schalen auf den Herd, ſteckten die Nähnadel dem Wirt in das Seſſelkiſſen und die Stecknadel in ſein Handtuch und flogen davon, während die Ente, die gern unter freiem Himmel ſchlief, ſie fortſchnurren hörte, ſich munter machte und einen Bach fand, auf dem ſie davonſchwamm. Der Wirt aber hatte den Schaden von dem Schabernack, den ihm das zechprellende Lumpengeſindel geſpielt hatte. Denn erſt ſtach ihn die Stecknadel beim Abtrocknen ins Geſicht, dann ſprangen ihm die Eierſchalen in die Augen, als er ſich am Herd eine Pfeife anzünden wollte, endlich, als er ſich verdrießlich in ſeinen Großvaterſtuhl niederließ, ſtach ihn die Nähnadel noch

ſchlimmer, und nicht in den Kopf. Da verſchwor er ſich, nicht wieder ſolch Lumpengeſindel ins Haus zu nehmen."

Mit dem geprellten und gefoppten Wirt können wohl nur die deutſchen Landesherren gemeint ſein, die dem römiſchen Recht Vorſchub leiſteten, wegen der Vorteile, die ſie ſich davon verſprachen. Aber die neue Gerichtsbarkeit koſtete mehr, als ſie einbrachte, aß das gelegte Ei allein auf. Der erhoffte geiſtige Aufſchwung blieb aus. Die Ente ſchwamm davon. Zurück blieben nur die Spitzbuben (die Nadeln, das Niedere), die Gaunerei, die ihre Spitzen gegen den Wirt ſelbſt kehrten. Und die leeren Eierſchalen ſprangen ihm noch vom Herd in die Augen. Das wenige, was ihm an Gebühren noch blieb, blendete den Blick und verhinderte die Erkenntnis des angerichteten Schadens. — Wann wird der Wirt, das deutſche Volk, der deutſche Staat endlich erwachen und ſich des Lumpengeſindels entledigen?

Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, betone ich, daß das Märchen die Gerichtsbarkeit ſeiner Zeit geißelt und die Schäden, die der Einführung eines volksfremden Rechts folgten. Gewiß iſt inzwiſchen manches anders geworden. Aber geblieben ſind die Tatſachen eines rechtlichen Formalismus, der aus abſtrakten Begriffen urteilt, ohne immer der Fülle des wirklichen Lebens gerecht zu werden, eines geſetzlichen Formalismus, bei dem Zufallsmehrheiten über wichtige Geſetze entſcheiden, ſtatt daß das Recht aus dem lebendigen Rechtsbewußtſein der Beſten des ganzen Volkes fließt und eines wirtſchaftlichen Mißverhältniſſes zwiſchen Aufwand und Erfolg. Wie lange hat es z. B. gedauert, bis die Gerichte den widerſinnigen Standpunkt „Papiermark iſt gleich der Goldmark" aufgegeben haben! Welch Trommelfeuer in ſich widerſpruchsvoller zum Teil vernunftwidriger Geſetze, an die ſich ſchließlich niemand mehr kehrte, hat die Geſetzgebungsmaſchine über unſer armes Volk ausgeſpien und dadurch die Achtung vor dem Geſetz überhaupt untergraben! Wie oft ſind die Gerichtskoſten höher, als die ganze Sache wert iſt! Der Grund zur ſcharfen Satire iſt alſo geblieben, wenn ſie ſich auch heute weniger gegen Perſonen, als gegen ein beſtimmtes Syſtem richtet.

Worauf es mir ankam, war nun freilich keine Kritik an unſeren heutigen Zuſtänden, ſondern zu zeigen, auf welche höchſt realen Verhältniſſe der

Inhalt der Märchen hinweiſt, welchen lebendigen Gegenwartswert und zugleich welche Allgemeinbedeutung ſie haben. Lernen wir von ihm, alles vom Ewigkeitsſtandpunkt zu betrachten. Nur dann werden wir die aufwärtsführende Entwicklungslinie wiederfinden.

Nur dann werden wir aus dem Irrtum zur Wahrheit kommen und mit ihr eine neue Ehe eingehen. Dann werden die Schlußverſe der Kunde der Wala ſich erfüllen:

„Denn es kommt ein Reicher zum Kreiſe der Rater,
ein Starker von oben beendet den Streit.
Mit ſchlichtenden Schlüſſen entſcheidet er alles;
bleiben ſoll ewig, was er gebot.“

Schlußwort

Bei der Deutung der einzelnen Märchen habe ich mich bemüht, gleichſam als Schlüſſel- und Stichwort die Rune gleichzeitig mit zu erläutern, durch die ihr tieferer Sinn ſich offenbart. Indeſſen bilden die Runen untereinander ein zuſammenhängendes Syſtem, das erſt verſtanden werden kann, wenn man die ganze Reihe überſchaut. Dann offenbart ſich, daß jede einen ganz beſtimmten Platz einnimmt, der durch eine nur ihr eigentümliche Zahl ausgedrückt wird. Für die Rune gilt genau das gleiche, wie für die ſemitiſchen Alphabetzeichen, deren Rangordnung aus dem Syſtem des ägyptiſchen Tot-Hermes ſtammt. Eine gewiſſe innere Verwandtſchaft zwiſchen den religiöſen Grundbegriffen dieſes Syſtems und den den Runen zugrunde liegenden Begriffen iſt unverkennbar. Man muß ſich nur erſt einmal von der Vorſtellung frei machen, als ob das entſcheidende der Lautwert der einzelnen Buchſtaben ſei. Dieſer mußte ſchon deshalb abweichen, weil es ſich um ganz verſchiedene Sprachen handelt, zu deren Niederſchrift die Buchſtaben dienten.

Dieſe Zuſammenhänge, die zur Erklärung der Märchen unweſentlich ſind, ſollten hier nur angedeutet werden. Aber zum Verſtändnis der Märchen wird es dienen, wenn ich nach Abſchluß der Runenreihe dieſe noch einmal im Zuſammenhang vorführe, indem ich grade denjenigen Inhalt des Runenbegriffs hervorhebe, der für das Verſtändnis des Märchens weſentlich iſt.

ᚠ oder F, die erſte Rune, iſt Freyr, dem jungen Sonnengotte geweiht, der im Sonnentiefſtande dem Jul, unſerer Weihnachtszeit geboren wird, dem göttlichen Kinde, dem die Götter Alfheim, das Elfen- oder Seelenreich zum Patengeſchenk gaben. Sein Name iſt auch Froh, was mit Herr gleichbedeutend iſt. Er iſt der Freie und der Freier, der, wie das eddiſche Skirnismal ſchildert, um Gerda, die Erde wirbt. Auf dem goldborſtigen Eber der Sonne reitend, erſcheint er auch im Märchen als Vertreter des goldenen Zeitalter in der Geſtalt des Froſchkönigs. Dieſer bringt der Königstochter den verlorenen goldenen Ball, eben das goldene Zeitalter wieder, und wird dadurch ſelbſt aus ſeiner Verzauberung erlöſt.

ᚢ oder U, die zweite Rune iſt Uller dem winterlichen Bogenſchützen, der in Ydallir, dem Bogentale wohnt, geweiht. Iſt F ein Bild der männ-

lichen Schöpfungskraft, ſo iſt U das Becken, der Bogen, die Urne, umgekehrt ∩ die Einlaßtür zum Daſein, kurz das mütterliche Prinzip des Weltalls, das Reich der Mütter, der Urdabrunnen, aus dem alles Leben entſpringt und zu dem es nach dem Tode zurückkehrt. Somit iſt es auch das Zeichen für den dunklen Brunnen, in den man hinabſpringen muß, wenn man in das Reich der Todesgöttin kommen will, der Hel der Edda, der Frau Holle des Märchens, von der jeder den Lohn ſeiner Taten empfängt.

ᚦ oder Th, die dritte Rune, iſt der Hammer Thors des Gewittergottes. In der Edda lebt er noch in doppelter Geſtalt als Öku-Thor, der Knechts-Gott und Gott der Knechte und als Asa-Thor, der himmliſche Baumeiſter. Wenn er ſeinen Hammer ſchleudert, ſpringt der zündende Funke über. Es tritt ein Spannungsausgleich zwiſchen dem poſitiven-männlichen und dem negativen-weiblichen Pol ein, dem im Organiſchen die Zeugung entſpricht. Deshalb heißt Thor auch Böl-Thor oder Beulen-Dorn. Plump und ungeſchlacht hat dieſe Göttergeſtalt in der Edda etwas von Rieſenart an ſich, die er bekämpft, wie ja die dritte Rune Thurs gradezu zum Namen der Rieſen geworden iſt. Im Märchen hat der Gott die Geſtalt eines Menſchen freſſenden Rieſen angenommen.

ᚬ oder O, die vierte Rune, iſt das Zeichen Odins, des göttlichen Geiſtes, der im Sturmwind dahinfährt und in Sökvabeckr oder Senkebach, der verborgenen göttlichen Werkſtatt, mit Saga vereint, aus goldenen Bechern den Goldwein der Ewigkeit trinkt.

Aus dem göttlichen Willen (Asa-Thor oder Bar = drei) entſteht im vierten Zeichen die göttliche Idee, der Gedanke als geiſtiges Urbild der ſichtbaren Welt. Dieſe ſichtbare Welt ſelbſt wird erſt im nächſten Zeichen, dem fünften, dem Hauſe Hropters, des Schöpfers oder Leibmachers geboren. Aber vier und fünf vereint ergeben das Zeichen RA-OS = Roß und Roſe. Im Märchen von der Gänſemagd finden wir ſowohl den göttlichen wehenden Odem als „Wehe, wehe Windchen“ wieder = vier, als auch den Schöpfer, creator als Kurtchen = fünf und endlich die Vereinigung beider Zeichen in dem redenden Roßhaupt Falada.

ᚱ oder R, die fünfte oder Rechit- oder Rechts- oder Fehm-Rune iſt der fleiſchgewordene Logos, das göttliche Schöpferwort, das ſich im Welten-

rhythmus offenbart. Sein irdiſches Abbild iſt das menſchliche Recht, ſofern es noch in dieſem göttlichen Urgrund wurzelt.

Das Märchen vom Rotkäppchen fordert neben der naheliegenden naturmythiſchen Deutung auch noch die Auslegung als Proteſt gegen das Eindringen des römiſchen Rechts heraus.

ᚴ oder K, die ſechſte oder Rune des Geſchlechts, vollendet die Schöpfung der anorganiſchen Welt (fünf) durch die der organiſchen (ſechs) auf dem Wege der geſchlechtlichen Zeugung, durch die mit wunderbarer Treue die gewonnenen Formen weitervererbt werden und ſo ein ſchier unerſchöpflicher Reichtum an Lebensformen entſteht. Es iſt das Reich der ſchönen Skadi, der Tochter des Sturmrieſen Thiassi. Dieſer, als Ausdruck ungebändigter Leidenſchaft, wird von den Aſen erſchlagen, ſie ſelber aber, die Liebe, dem Totenvater Niörd, dem Tode vermählt.

Aus dieſem Weltuntergrunde losgelöſt, läßt ſcheinbar das ſechſte Märchen nur einen verleumderiſchen Juden die wohlverdiente Strafe finden. Bei näherem Hinſchauen wird aber zugleich der Gegenſatz der wahren, ideellen Liebe und der falſchen, materiell und ſinnlich gerichteten Liebe geſchildert.

ᚼ oder H, die ſiebente Rune, iſt das Heil-Gehege-Zeichen des Sonnengottes Baldur, der, wie der Name ſeines Wohnſitzes Breidablick andeutet, die Sonne im Hochſtand Hul darſtellt. Die Sonne ſinkt zur Sommerſonnenwende abwärts, Baldur muß zur Hel hinab. Auch die Menſchengeſchlechter, wie ſie ſich auch als Sippen leiblich und geiſtig zu veredeln trachten, ſterben ſchließlich aus.

Aber wie Baldur auf dem Scheiterhaufen noch vom Vater die tröſtliche Verheißung ſeiner Auferſtehung empfängt, ſo geht auch das Seelenerbe hervorragender Geſchlechter ſelbſt mit ihrem Ausſterben nimmer verloren.

Nur für eine Weile verſchwinden ſie, wie das ſiebente Märchen es zeigte, im Glasberge. Treue, opferbereite Liebe und das väterliche Wahrzeichen des Odinsringes verbürgen die Wiederkehr.

ᚾ oder N, die achte Rune, Heimtallers, des Geköpften und Methtrinkers Not- und Schuldzeichen, birgt in ſich das tiefſte Geheimnis der altgermaniſchen Glaubenslehre. Die Enthauptung des Knaben im Märchen vom Machandelbaum in dem Augenblick, da er aus der ſchweren eiſenbeſchlagenen Truhe ſich einen Apfel herausholen will, laſſen ſeine Verwandtſchaft mit

Heimtaller, der in der Tanne heimiſch iſt, ebenſo klar hervortreten, wie die innigen Beziehungen, die den Knaben wie ſeine Mutter mit dem Machandelbaum, dem Mandelbaum, der Weltenеſche, dem Weltuntergangs- und Weltgerichtsbaum verbinden.

ᛁ oder J, die neunte Rune, iſt Freya-Holda, der Totenmutter, dem Spiegelbild der Frau Holle geweiht. Als Oſtara iſt ſie zugleich die Auferſtehungsgöttin und das Oſterei — das engliſch zugleich die Ausſprache von i = ich iſt und ſomit der zweiten Bedeutung der Js-Rune = ich entſpricht — iſt ihr geweiht.

Dies Ei darf in der Blutkammer im Blaubartmärchen von Fitchers Vogel nicht verloren gehen, wenn die Macht des Henkers gebrochen werden ſoll.

ᛦ oder A, die zehnte Rune, iſt Forsete, des himmliſchen Richters Zeichen. Er iſt der Vorſitzer des Brückengerichts, das die Menſchen nach ihrem Tode (= neun) erwartet.

Dann kommen die Vögel unter dem Himmel zuſammen — aerir, die Mehrzahl von ar, heißt im Nordiſchen ſowohl Vögel wie auch Boten, Dämonen, alſo Geiſter — und ſcheiden das Brauchbare von dem Unbrauchbaren. Dann heißt es, wie im Aſchenputtelmärchen, in welchem zwei weiße Tauben die Hauptrolle ſpielen: „Die guten ins Töpfchen, die ſchlechten ins Kröpfchen!“

ᛋ oder S, die elfte Rune, iſt das Zeichen des Vanen- oder Totenvaters Niörd, des Fergen am Totenſtrom, weswegen ſein Sitz Noatun oder Schiffsſtätte heißt. In Elf- oder Alf-heim, dem Seelenreich, finden die Ein-heren Speiſe und Trank, die ihr Herz begehrt, und werden in die große Kampfgenoſſenſchaft wider den Wolf, das Böſe, eingereiht als Führer der Menſchheit. Das Märchen von Hänſel und Gretel, denen die Grabdiſe, die Pfefferkuchenhexe nichts anzuhaben vermag, verhüllt dieſes doppelte Geheimnis von dem einen oder wahren geiſtigen Leben nach dem Tode und von der Lebenszuverſicht mutigen Heldentums, das alle Todesgefahr überwindet.

ᛏ oder T, das geheimnisvolle zwölfte Runenzeichen Widars, des ſchweigſamen Aſen, der im immergrünen Weidelande und Wendeheim wohnt, birgt in ſich die Geheimniſſe eines reinen zweiten ewigen Daſeins. Es iſt das Zeichen Hanga-Tyrs, des an die Materie, ſich ſelber opfernd, gebundenen göttlichen Geiſtes, der wiederauferſtehend, zur reinen Geiſtigkeit zurückkehrt.

Sneewittchen in ihrem gläſernen Sarge erzählt von der Wiedererweckung der — den drei Verſuchungen erlegenen — nur ſcheintoten Seele.

ᛒ oder B, das dreizehnte Zeichen, kündet die Geburt der menſchlichen Seele an, die ſich der Gewalt der zwölf Tierkreiszeichen entringt, dadurch aber die Laſt einer individuellen Lebensaufgabe übernimmt. Als Lohn winkt ihr die Gewinnung des Bewußtſeins der Einheit mit dem Unendlichen.

Dies iſt das Schickſal des jungen Grafen, dem die Waldfrau eine ihm zu ſchwer dünkende Laſt auferlegt, den ſie aber durch das Geſchenk einer Smaragdbüchſe belohnt. Mit ihrer Hilfe findet er am Waldbrunnen die Gänſehirtin wieder, die ſich, die Hüllen der Niedrigkeit ablegend, als enterbte, aber wieder zu Ehren kommende Königstochter enthüllt.

ᛚ oder L, die vierzehnte Laf-Rune, iſt das Zeichen der geiſtigen Erleuchtung des Lebens im Licht, von dem es heißt, wie Goethe dies von Schiller bekannte:

„Und hinter ihm in weſenloſem Scheine
liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Erdenlaſt und Schwere (bar = dreizehn) verſinken in dieſem Zeichen. Die Seele findet die ihr eingeborene Fröhlichkeit, das Singen und Springen wieder. Das Märchen vom ſingenden und ſpringenden Löweneckerchen (Lewark = die Lerche) erzählt einen Ausſchnitt aus der Geſchichte des deutſchen Geiſteslebens und weiſt auf Kämpfe hin, die uns noch bevorſtehen.

ᛘ oder M, die fünfzehnte Madr- oder Mandel-Rune, birgt in ſich das geſamte Myſterium des germaniſchen Urglaubens, wie er in dem Runenalphabet und den Zahlen 1 bis 15 verborgen liegt und deſſen Sinnbild die Weltenеſche, Mimirs-Baum (mima-meidr) iſt, der beim Weltgericht in Flammen aufgeht. Im achten Märchen vom Machandelbaum traten dieſe Beziehungen klar zutage. Das Märchen vom Fundevogel (fundr = Treffen iſt der eddiſche Name der Zahl Fünfzehn) offenbart, welche Verwandlungen die Runenweisheit, die ariſche Geheimlehre, eingehen mußte, um ſich der Verfolgung zu entziehen.

ᛇ oder J und zugleich Schluß R, die ſechzehnte oder Irr-Rune, in Verbindung mit der vorigen das heraldiſche Zeichen des Wendehorns bildend, verkündet die tiefſinnige Wahrheit: „Durch Irrtum zur Wahrheit.“ Die

übermütige Satire „Lumpengeſindel“ hat einen Spezialfall der deutſchen Geſchichte: die Aufnahme eines fremden Rechts zum Gegenſtand. Erſt durch den Schaden wird der Wirt klug. Alle ſchmerzlichen Erfahrungen, die uns der in dieſem ſechzehnten Zeichen hereingebrochene Umſturz gebracht hat, ſollen uns nicht irre machen an dem tröſtlichen Glauben, daß es auch bei uns einſt heißen wird: „Durch Nacht zum Licht!“

Soll aber die Weltwende uns das Wendeheil bringen, ſo müſſen wir in jene Tiefen durchdringen, in denen die ewige Wahrheit wohnt, in deren ſtrahlendem Glanze alle Bekenntnisunterſchiede ſchwinden. Alle Glaubensmeinungen, dogmatiſch erſtarrend, ſind dem Geſetz des Todes unterworfen. Die Wahrheit, die wir ſuchen, iſt einig, unteilbar, ewig lebendig, ja die Quelle alles Lebens. Sie umfaßt die geheime Überlieferung des urariſchen Glaubens ebenſowohl, wie die reine Lehre Chriſti. Beide, in ihrer Wurzel eins, gehen auf die göttliche Uroffenbarung, das Urlicht zurück, von dem ein Abglanz auch den Runenpſalm durchleuchten möge, der den Schluß dieſes Märchen- und deutſchen Glaubensbuches bilden möge.

Runen-Pſalm

1. Vater, allwaltender Herr der Welt!
Feuergeiſt du, alleiniger Führer zur Freiheit.
Ein Feuerſturm iſt der Hauch deines Mundes.
Seelen und Sterne ſtreuteſt du, ein tanzendes Heer, in die Unendlichkeit.
Aus dir zieht die Sonne ihre Kraft und jegliche Seele,
denn dein iſt das Reich der Freiheit.

2. Unergründlich iſt der zwiespältige Ur-Abgrund,
über dem dein Geiſt mit allumſpannenden Fittichen ſchwebt,
ein tiefer Brunnen, aller geweihten Gewäſſer unerſchöpflicher Quell.
Ur-Sack, Urbogen heißt er uns drum,
der alles Werdens Samen, von dir empfangen, birgt.
Denn du biſt der Erſte und Letzte, Anfang und Ende und der All-Verknüpfer.

3. Deines Willens wuchtiger Hammerſchlag, Aſa-Thor;
ſchuf das Trotz-Gefüge der Welt in mächtigem Dreh- und Drei-Schwung,
Denn dein, Dreigewaltiger, iſt die Kraft.

4. Odem das All belebenden Geiſtes!
Die heiligen Oden ſagenreicher Vorzeit,
deines Heldengeiſtes Ruhm verkündend,
vermögen ODIN, Allwaltender, nicht
des Runenmeiſters Wiſſen und Weisheit ganz zu enthüllen.
Offenbar läßt du in der werdenden Welt
aller Weſen Urbilder werden, die dein Auge ſchaut.
Fürwahr, in dir iſt, was werdend ſich entfaltet.
Was jemals war, verſinkt als Goldhort in dein Schatzgewölbe,
In deinen Kellern kelterſt du goldenen Wein, deine einzige Nahrung.
Kein Goldkorn, keiner Traube erdentbundenen blühenden Duft
läßt du verloren gehen.
Denn du biſt der geſtaltende Geiſt.

5. Richter, Rater und Retter du!
der heiligen Fehme oberſter Stuhlherr.
Im ewigen Glanze wohnſt du.
Rollen läßt du auf ſtrahlenden Straßen das Heer der Sterne,
tönend in ewigen Harmonien, die jeden Mißklang auflöſen.
Mit Namen rufſt du alles Lebendige.
Gezählt haſt du das Größte und Kleinſte.
An unſichtbaren Fäden lenkſt du der Menſchen Schickſal.
In den Kampf ſtellſt du uns, Walhalls Herr,
als deine Gehilfen dein Reich zu vollenden,
denn dein Wort iſt der Rhythmus.

6. Keiner kann künden deine unendliche Herrlichkeit.
Wen du entrückt haſt in deine Nähe,
fühlt verzückt den alles durchdringenden ſechsfachen Glutſtrom
deiner ewigen Liebe,
deren ſchwacher Abglanz im Feuer der Leidenſchaft
der Menſchen Geſchlechter verzehrt.
Denn du biſt die Liebe,

7. Heilig iſt die hohe himmliſche Halle,
von der du alles Irdiſche überſchauſt.
Nichts bleibt deinem prüfenden Blick verborgen.
Heilig iſt jeder Strahl, den du in die Finſternis ſendeſt,
der du im ſiebengeteilten Licht deiner vollendeten Weisheit wohnſt.
Uns, die wir deines Blutes, nach deinem hehren Sonnenziel ſtreben,
helfe dein ſtrahlendes Auge, alles Niedere in uns und um uns zu überwinden.
Ein Hochziel ſetzeſt du unſerer Sippe durch heilige Zeichen.
Reiner und edler ſtets, willſt du, ſollen der Menſchen Geſchlechter werden;
vollkommen, wie du vollkommen biſt.
Scheide von uns die Schadengeſchoſſe hadernder Hände,
die uns ſehren wollen.
Umhege deinen Pflanzgarten, daß wilde Gier ihn nicht zerwühle,
denn du biſt, Allumheger, unſer Hort und Heil.

8. Notverbunden, in Schuld verſtrickt, verirrten wir in Gottesfernen, und verloren den köſtlichen Kelch, der deines Geiſtes Gefäß ſein ſollte.
So taumeln wir kopflos, von ſüßem Met trunken.
Wie mag uns ein neues Haupt wachſen?
Deine Stimme tönt, achtend und ächtend, vernehmlich in uns,
auf daß wir aus dunkler Nacht,
wiedergeboren zur Freiheit, zu dir den Weg zurückfinden können.
Denn du biſt aller Irrenden getreuer Warner, Meiſter und Mahner.

9. Im engſten gebunden erſtarrt, wenn ſein Ich zum Gefängnis ward.
Deshalb gabſt du dem Tode Gewalt, unſere Form zu zerbrechen.
Uns aber, denen das Eis Haut und Haar bleichte,
gabſt du die große Sonnenſehnſucht ins Herz,
die uns auf ſchmalem Pfade zwiſchen ſchwindelnden Abgründen und toſenden Waſſerſtürzen hinaufführt zum Firnenglanz der Höhe.
Deshalb werden deine Fallwaſſer, wenn ſie über uns hereinbrechen, uns nicht töten.
Das iſt unſere Schuld, deren Ferſen du folgſt, daß wir ewig unbefriedigt bleiben, ſattem Behagen fern, bis wir in dir Vollendung erlangen,
bis wir eingehen dürfen zu jenen Wohnungen, die du jeglicher Ichheit bereitet haſt.
Denn bei dir iſt Friede.

10. Aufſteigen zum ewigen Sonnen-Aar-Licht wird der Wahrhaftige, denn alles Wirken und Wollen wird offenbar werden am großen Zinstage.
Seinen Zehnt muß jeder zahlen.
Jeder wird ernten, was er geſät hat.
Darum ſoll nicht ganz verzagen das tapfere, doch in Ungeduld kleinmütige und ungebärdige Volk, das du erniedrigt haſt.
Schon kehrten ſich die Folgen zucht- und ehrloſer Taten gegen uns.
Aber Lüge und Verrat werden zurückfallen auf unſere Widerſacher, die ſinnlos ſich und uns zerfleiſchen. Wenn wir nur das Banner des Sonnenaars hochhalten, dann werden die, die uns jetzt knechten

und gar ausrotten wollen, ſich noch widerwillig beugen müſſen unter das Zepter der Leiderprobten.
Denn unter dein gerechtes Gericht ſind wir alle geſtellt.

11. Seines Sieges nimmer ſoll froh werden,
wer durch Meintat und Tücke den Sieg ſich erſchlich.
Denn auf harter Tenne, des Krieges eiſerne Schaufel in Händen,
ſtehſt du Siegvater und wirfſt die Völker in Kampfesſtürme,
daß du die Spreu vom Weizen ſonderſt und das Vollkorn vom tauben.
Nicht läßt du dich durch falſche Gewichte betrügen.
So treffe alle Schleicher der Zornesblick deiner Flammenaugen.
Wer ausharrt ans Ende, dem verheißt reiche Ernte die gereinigte Saat.
Geſiebt und geſichtet die Menſchenſaat, birgt auf der Sonnenhalde dein Speicher. Fünfhundert Tore hat er und viermal zehn. Achthundert Helden ziehen aus jeglichem Tor, den Sieg zu erſtreiten. Reiner und heller als Tagesſchein leuchtet ihnen die Sonne im Elfenreich.
Selig, wem ſolches Heil widerfährt. Weisheit der Wanen winket den Wahnbefreiten.
Siegwalter werde du uns Einheren — Vater!
Denn dein iſt der Sieg.

12. Treuer Bewahrer aller Geheimniſſe!
Wirſt du auferwecken am Wendetage alle, die deiner harren
und ſie führen zu den immergrünen Wieſen
deines wonnigen Wohnlandes.
Ledig alles Leids werden die Vollendeten dort wandeln,
denn dein iſt die Herrlichkeit des zweiten Lebens.

13. Bar und bloß geboren bettet Erbleichte die Bahre.
Wiedergeburt im Bad deines Heils brachteſt du uns.
Schwer iſt die Laſt der Eigenbeſtimmung, die du uns auflegteſt.
Aber wird ſie uns zu ſchwer, ſo hilft uns deine Kraft,
denn zum Farma-Tyr, zum laſttragenden Gotte in Knechtsgeſtalt, wurdeſt du ſelbſt.
Und du, Helfer des Menſchengeſchlechts, biſt der ewige Erbarmer.

14. Licht vom ewigen Licht gibſt du den Erleuchteten,
daß ihnen die Erde leicht werde, vom Lichte des Lebens umflutet,
denn eines Sees glattem Spiegel, auf dem Lichtfunken tanzen, gleicht
das Geſetz deines Lebens. Niederfahren in ſeine Tiefen muß
und alles Gewürm überwinden, wer den Goldhort gewinnen will,
der deinen Glanz wiederſtrahlt.
Denn du biſt das Licht unſeres Lebens.

15. Menſchenſohn hebe die Arme auf
und nimm dein Kreuz auf die Schulter, das Maß deiner Schuld.
So ſollſt du, als Knecht und Diener der geiſtigen Welt
erhöhet werden und getröſtet von mütterlicher Milde,
wie des Mondes ſilberne Hand das Meer ſtreichelt.
So ſollſt du ſelber zum Führer werden und zum Maßſtab der verirrten
Menſchheit.
Groß ſollſt du werden und Macht gewinnen über die Menſchen und
über der Natur geheimſte Kräfte.
Denn zum Hüter des Alls biſt du beſtimmt.

16. Irmin du Gott der Werdenden und Wandernden!
Goldig zieht ſich über das weite Himmelsgewölbe deine flimmernde
Straße.
Wie auch unter dem wandelnden Mond alles wechſelt,
Leben und Tod ſich ablöſen,
du biſt Herr über Leben und Tod.
Dein heiliges Zeichen, das Wendehorn, birgt alle Wunder in ſich.
Unerhörte Wunder läßt du die ſchauen, die ewig werdenden Sternen-
wandrer, die die große Sehnſucht in ſich tragen nach fernen Sternen.
Denn durch Untergang führſt du ſie zur Auferſtehung
und durch Irrtum zur Wahrheit.
Denn du biſt der Wahrhaftige.

17. Ewiger iſt dein Name!
Ehe die Welt ward, biſt du.
Dein Geſetz iſt die Welt.
Einen neuen Bund gabſt du deinen Erwählten.

Solch echte Ehe ſoll ewig währen.
Denn du biſt alles Entſtandenen Eckſtein.
18. Goldig glänzt die das All umwölbende Kuppel der hohen Halle,
die du zum Wohnſitz dir wähltest.
Walhalle und Glanzhimmel heißt ſie uns drum.
Nicht hungern und dürſten ewiglich ſoll,
wen du als Sieggenoſſen zu deiner Bank bittest.
Denn überſchwenglich iſt deiner Gnadengaben Füllhorn,
aus dem du die völlig Vollendeten,
die du in deine Nähe rufſt,
mit Glanz überflutest.
Denn du biſt unſeres Glaubens gnadenſtarker Vollender.

Im gleichen Verlag erſchienen ferner

Aus den „Hakenkreuz-Flugſchriften“:

Maria Grunewald, Vom Weſen germaniſcher Kunſt
Mit Bildbeigaben . . . . . M 1.—

Dr. Heinrich Pudor, Wiederbelebung germaniſcher Feſte
Heft 1: Kultur der Feſte
Heft 2: Naturfeſte
Heft 3: Volksfeſte
Jedes Heft in ſich abgeſchloſſen . . . . . je M 0.50

—, Was die Edda ſagt
Eine Einführung . . . . . M 0.50

Bruno Tanzmann, Eine neue Deutung des Nibelungenliedes
Zweite Auflage . . . . . M 0.50

weiter

Hermann Albert Prietze, Natur und Volkstum
Ein neues Buch der Raſſenforſchung, das auf den Kantſchen Naturgeſetzen und lebendiger Beobachtung fußt, eine Anleitung zur „Forſchung für jedermann“. . geb. M 2.—, kart. M 1.50

ſowie in der gleichen Ausſtattung wie das vorliegende Werk

Dr. Heinrich Pudor, Nordlandfahrten
Ein glänzend geſchriebenes Reiſewerk über die Nordlande, anregend und feſſelnd zugleich. Zu Geſchenkzwecken beſonders gut geeignet. 215 Seiten, 11 Lichtbilder . . in Halbleinen geb. M 5.—
vornehm kart. M 4.—
in Geſchenkband (Handarbeit) M 6.— bis M 8.—

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen!

Lehmannſche
Buchdruckerei
Dresden-N. 6